

## **Auf dem Weg in einen neofeudalen Kapitalismus? Herausforderungen der wissenschaftlichen Zuarbeit zu transformatorischen Handlungsansätzen**

### **1. Einleitung**

Günter Grass hat in einer seiner letzten Äußerungen vor seinem Tode davon gesprochen, dass unsere Welt wieder einmal „aus den Fugen gerate“, und aktuelle Einschätzungen wissenschaftlicher Beobachter – sei es in Bezug auf längerfristige ökonomische Trends (Zinn 2015), ökologische Krisenentwicklungen (v. Weizsäcker u. a. 2009, Randers 2012), die Europakrise (Habermas 2014), oder allgemeiner die Krise der Politik (Literaturübersicht bei Martens 2014) stützen dieses Urteil. Der herrschende Politikbetrieb bleibt zwar nach wie vor in den Vorstellungen eines „Weiter-so“ im Rahmen von seit langem hegemonial gewordenen neoliberalen Denk- und Handlungsmustern befangen, wie sie insbesondere Frank Schirrmacher (2013) eindrucksvoll herausgearbeitet hat. Doch mehr denn je erscheint die Politik als von krisenhaft werdenden systemischen Prozessen getrieben, und mit der „Flüchtlingskrise“ – deren Ursachen weit zurückreichen und deren Zuspitzung deshalb hätte absehbar sein sollen – sind neue akute Krisenentwicklungen für die EU heraufgezogen, die nunmehr auch in Deutschland angekommen sind, das bislang noch als das ruhige „Auge im Sturm“ einer unbewältigten Krise der EU gelten mochte. Die schwierige Frage nach Entwicklungsoptionen und –perspektiven wird in solcher Lage drängender.

Eine Lagebeschreibung, wie sie Karl Georg Zinn (2015, 107f) im Kontext seiner jüngsten Untersuchung mittelfristiger ökonomischer Entwicklungsperspektiven gibt, erscheint weithin unstrittig, auch wenn Schlussfolgerungen daraus je nach wissenschaftlichen und politischen Standorten auseinanderfallen werden. Zinn spricht von einer „Politik des Übergangs“, die als Suchprozess verlaufe und in deren Verlauf nationale Besonderheiten größeres Gewicht erlangen dürften, weil die „überregionalen Regulierungsversuche als kontraproduktiv wahrgenommen und für die semichaotischen Auswirkungen des Neoliberalismus verantwortlich gemacht“ würden:

„Zunehmender Popularitätsverlust überalterter Parteien, Partei-Neugründungen, hohe Wahlenthaltung, Auf- und Abschwelen von Protestbewegungen, Rückkehr zu nationalistischer Abgrenzung, Absenkung moralischer Standards (Solidaritätserosion, sinkende Toleranzschwellen, Fremdenfeindlichkeit etc.) und das generell ansteigende kollektive Unbehagen sind Reaktionen auf die Unfähigkeit der Regierungen die alten sozialökonomischen Probleme und die neu hinzukommenden zu lösen, oder wenigstens deren Lösung glaubwürdig in Aussicht zu stellen. Massenarbeitslosigkeit, insbesondere der jungen Generation, zunehmende Ungleichverteilung, Verlust an sozialer Sicherheit, Migrationsbewegungen, Verschleudern öffentlichen Vermögens durch Privatisierung, korruptionsverdächtige ‚Führungskräfte‘, weiße und schwarze Kragenkriminalität, Terrorismus usw. knäulen sich zu einer dunklen Problemwolke, von der sich wachsende Teile der Gesellschaft bedroht fühlen.“

Den einen oder anderen mag diese Sicht der Dinge überzeichnet erscheinen, aber unterschiedliche aktuelle spezialdisziplinäre Debatten über die Krise der EU finden vor eben diesem Hintergrund statt.<sup>1</sup> Wenn man aber Zinns Skizze im Kern ernst nimmt, muss das „Weiter-so“ der herrschenden Politik zunehmend weniger als tragfähig erscheinen. Es käme also darauf an, den Blick nach vorne zu richten. Damit allerdings kommen wir an einen Punkt, an dem die Sozialwissenschaften, deren Spezialdisziplinen im jeweiligen akademischen Mainstream ohnehin oft genug fragwürdigen Konjunkturen folgen<sup>2</sup>, noch nie besonders überzeugend gewesen sind. Um einige Beispiele zu nennen: die gegen Ende der 1960er Jahre neu aufbrechenden industriellen Konflikte haben die Arbeits- und Industriesoziologen in Deutschland überrascht (Schumann u.a. 1971) und wurden, nicht nur in Deutschland, im folgenden Jahrzehnt im Rückgriff auf alte theoretische Erklärungsansätze als „The Resurgence of Class Conflict in Western Europe“ (Crouch/Pizzorno 1978) interpretiert.<sup>3</sup> Die kulturevolutionäre Studentenbewegung der „68er“ in Europa und Nordamerika kam für die Bildungsforscher völlig überraschend (Habermas u.a. 1961), und auch die Implosion des Realsozialismus zwei Jahrzehnte später kam für die einschlägige Forschung unerwartet<sup>4</sup> - und ist dann von der Industriesoziologie wiederum im Rückgriff auf „bewährte“ Konzepte, nunmehr neoinstitutionalistisch oder systemtheoretisch inspiriert, bearbeitet worden.<sup>5</sup>

Im Blick auf historische Prozesse oder wichtige Entwicklungen unserer Gegenwart ist der Erfolg theoretischer Erklärungsansätze nicht zuletzt davon abhängig, ob sie uns neue erhellende Einsichten ermöglichen. Das Publikum, scheint dabei nach wie vor gerne geneigt, einer vergleichsweise starken Erklärung dann auch sogleich eine nahezu umfassende Erklärungskraft beizumessen. Dahinter steckt – nicht nur im fortschritts- und wissenschaftsgläubigen 19. Jahrhundert, als es vielen so schien, dass

---

<sup>1</sup> Zur Politikwissenschaftlichen und ökonomischen Diskussion vgl. die Debatte im Leviathan 2014 und 2015 mit Beiträgen von Jürgen Habermas, Hauke Brunkhorst, Fritz W. Scharpf, Martin Höpner und Wolfgang Streeck. Siehe dazu Martens (2015).

<sup>2</sup> Für einzelne Gegenstandsbereiche der Industriesoziologie siehe z. B. die frühe Argumentation von Pirker (1978), in Bezug auf aktuelle Entwicklungen genereller Brandt (2011).

<sup>3</sup> Ein seinerzeit von Willi Pöhler an der wiedergegründeten Sozialforschungsstelle proklamierter Versuch, im Sinne eines Paradigmenwechsels nunmehr den sozialen Konflikt zum Hauptaspekt industriesoziologischer Forschung zu machen, ist ,unter anderem .im Sog der neu auflebenden neomarxistischen Deutungsversuche, unentfaltet geblieben (vgl. Martens 2005/2015)

<sup>4</sup> Man könnte sich hier auch an Norbert Elias (1985) „Beobachtungen zur Entwicklung der Menschheit zum 40. Jahrestag eines Kriegsendes (8. Mai 1945)“ erinnern fühlen, in denen er mit großer Selbstverständlichkeit von einer großen Stabilität der beiden großen Blöcke des kalten Krieges ausgeht und z.B. konstatiert, dass „in der vorhersehbaren Zukunft (...) eine (...) Einigung der beiden gegenwärtigen deutschen Staaten nicht zu erwarten“ sei (a. a. O. 59); oder man könnte einfach mit Hannah Arendt (1993,32f) sagen, dass das Neue im Ergebnis großer Umbrüche immer der unwahrscheinliche Fall sei.

<sup>5</sup> Burkhart Lutz (1996, 135) hat damit später den unbefriedigenden Ertrag der nun vornehmlich neoinstitutionalistisch inspirierten industriesoziologischen Transformationsforschung erklärt.

die Wissenschaft die Religion beerbe (Reichertz 1999) – offenkundig die Suche nach umfassender wissenschaftlicher Erklärung oder Wahrheit. Die treibt auch heute noch viele Wissenschaftler um, etwa dort, wo Physiker nach der einen „Weltformel“ suchen (vgl. etwa Hawking 1988, 218) - wohl wissend, dass sie sich, in den Worten von Nils Bohr, nicht mit der Natur sondern mit dem menschlichen Denken über die Natur befassen und dass Karl Poppers Falsifikationstheorem auch dann noch gültig bliebe, wenn einer von ihnen mit Gründen behaupten könnte, diese Formel, und damit „Gottes Plan“, so Hawking (ebd), gefunden zu haben.

Die Großen der Wissenschaft waren sich der begrenzten Erklärungskraft der von ihnen entwickelten analytischen Modelle immer sehr bewusst. Und die wird besonders dort gut sichtbar, wo versucht wird, einen prognostischen Blick auf die Zukunft zu werfen. Aber dennoch: in Zeiten wie unseren, in denen vieles dafür spricht, dass wir mit wirklich tiefgreifenden Umbrüchen konfrontiert sind, sind wir dazu herausgefordert, den Blick nach vorne zu richten. Im Rahmen eines Aufsatzes sollte eine solche Absicht freilich ganz sicher nicht verfolgt werden. Es ist aber möglich, einige vorliegende Analysen, die sie verfolgen, auf ihre Grundlagen und Tragfähigkeit hin näher zu inspizieren. Dazu werde ich in folgenden Schritten vorgehen: Ich werde zunächst etwas näher auf methodische und theoretische Erfordernisse eingehen, die ein zumindest leidlich fundierter Blick auf mittelfristige Perspektiven erfordert. Die Distanz gegenüber dem tagespolitischen Geschäft und Bemühungen um einen multidisziplinären Blick auf die soziale Wirklichkeit sind dabei besonders hervorzuheben (Kapitel 2). Danach werde ich mich, exemplarisch, mit der zunehmenden gesellschaftlichen Spaltung in Arm und Reich beschäftigen. Sie interessiert mich als Symptom und verschärfendes Moment ökonomischer wie politischer Krisenprozesse (Kapitel 3). Soziologische wie ökonomische Analysen (Neckel 2013, Zinn 2015) weisen gegenwärtig – u. a. im Zusammenhang dieser sozialen Spaltungsprozesse - darauf hin, dass wir mit Phänomenen einer Refeudalisierung konfrontiert sind. In diesem Zusammenhang gehe ich (Kapitel 4) auf Zinns (2015) Prognose der Entwicklung unterschiedlicher neofeudaler Versionen eines Kapitalismus ohne Wachstum ein und spitze die Refeudalisierungsthese aus politikwissenschaftlicher Perspektive weiter zu. Ob die von Zinn hervorgehobenen endogenen Entwicklungstendenzen die Brücke zu weitergehenden Transformationsprozessen sein könnten, wie sie z.B. Immanuel Wallerstein mit gebotener Vorsicht ins Auge fasst, schließt sich hier als weitere Frage an. Der Aufsatz schließt mit einer knappen Zusammenfassung meines Argumentationsganges (Kapitel 5).

## 2. Ein Blick auf mittelfristige Perspektiven erfordert Distanz und einen multidisziplinären Blick

Elias beginnt seine, angesichts der „Rückkehr der Geopolitik“<sup>6</sup>, heute durchaus erneut lesenswerten „Beobachtungen zur Entwicklung der Menschheit am 40. Jahrestag eines Kriegsendes (8. Mai 1985)“ mit einer methodischen Überlegung. Es sei manchmal nützlich, schreibt er,

„um die Tagesfragen besser zu verstehen, sich in Gedanken ganz von ihnen zu entfernen und dann gleichsam aus der Distanz langsam wieder zu ihnen zurückzukehren. Man versteht sie dann besser. Denn wer nur in die Tagesfragen vertieft ist, wer niemals über sie hinaussieht, ist praktisch betrachtet blind“ (Elias 1985, 7).

Er bemüht sich um solche Distanz, indem er, vor dem Hintergrund seiner „figuralen Prozesstheorie“ (Rehberg 1996) des Prozesses der Zivilisation die Institution des Krieges als vom „furor hegemonialis“ getriebene Geschichte von Ausscheidungskämpfen vor Augen führt<sup>7</sup>. Davon ausgehend zieht er einige Schlussfolgerungen für eine Gegenwart, in der solche Ausscheidungskämpfe aufgrund des erreichten Standes der Entwicklung an ihr Ende kommen. Dabei nimmt er eine durchaus skeptische Position ein, wenn er feststellt, dass Lernprozesse sich bislang nicht aufgrund „vorweggenommener Erkenntnis“, sondern „weit mehr (...) im Gefolge von Fehlentscheidungen und den bitteren Erfahrungen, die sich mit sich bringen“ vollziehen (a. a. O. 82). Und in Bezug auf das Thema seiner Überlegungen konstatiert er:

„Aber die Regelmäßigkeit, ich wiederhole es, mit der sich Staaten und vielleicht auch vorstaatliche Überlebenseinheiten, wenn sie nur irgendwie mithalten können, in hegemoniale Ausscheidungskämpfe verwickeln, ist, wenn man sie über die Jahrtausende hinweg beobachtet, gerade in diesen Tagen ein wenig furchterregend“ (a. a. O. 38).

Zinn (2015, 87) erklärt die Blindheit des heute herrschenden Politikbetriebs in Bezug auf die ökonomischen Krisenphänomene der Zeit – und auch für die Wahrnehmung der ökologischen Krisenprozesse – ähnlich, wenn er schreibt, dass das Wahrnehmungsproblem von Politik und ökonomischem Mainstream gewissermaßen ein Systemproblem sei, das die Status-Quo-Akzeptanz stabilisiere:

„Politik und die in starkem Maße der betriebswirtschaftlichen Denkweise verpflichtete Mehrheit der Ökonomen sind viel zu stark in die Status-Quo-

---

<sup>6</sup> Joschka Fischer (2015) gebraucht diese Formulierung in einem Beitrag in der SZ im Hinblick auf die Russische (Ukraine) und Chinesische Politik – bemerkenswerter Weise ohne auch nur einen Satz darauf zu verwenden, dass die USA nicht erst seit dem ersten Irak-Krieg mit Selbstverständlichkeit und unter stetigem Einsatz militärischer Mittel Geopolitik betreiben. Zinn (2015, 138) setzt hier einen ganz anderen Akzent, wenn er schreibt: „Die Folgen der Kriege, die nach 1989/980 quasi in Serie aufeinander folgten, nachdem den USA die globale Hegemonialstellung zugefallen war, haben das Weltchaos erheblich vermehrt. Die anschwellenden Flüchtlingsströme sind nur das auffälligste Symptom.“

Reproduktion verwoben, um die endogene Selbsttransformation der industriekapitalistischen Akkumulation als das zu erkennen, was sie ist – ein gesetzmäßiges, prinzipiell irreversibles Geschehen“ (a. a. O. 87).<sup>8</sup>

Er entwickelt seine Überlegungen, Ökonomie als Sozialwissenschaft verstehend, dann ebenfalls, historisch weit ausholend, mit Distanz zu tagespolitischen Kontroversen<sup>9</sup> und im Rahmen eines breit angelegten Gegenstandsverständnisses. Er argumentiert, ähnlich skeptisch wie Elias, nicht nur von fundierten Kenntnissen der Wirtschaftstheorie und -geschichte, auch der Chinas (Zinn 2008,116ff), ausgehend. Vielmehr finden sich immer wieder auch Bezüge auf Kulturosoziologische Arbeiten (Zinn 2007,59ff) oder neuere anthropologische Forschungsergebnisse (Zinn 2015, 14ff), oder auch auf Philosophen der Französischen Aufklärung; wie Jean-Jacque Rousseau oder Marie Jean Condorcet. Im Anschluss an Keynes geht es ihm um ökonomische Langfristanalysen zur Erklärung eines mittlerweile „leerlaufenden Wachstumsvoluntarismus“, der aus seiner Sicht in einen neofeudalen Kapitalismus ohne dynamische Akkumulation wie im Industriekapitalismus (a. a. O. 108f) münden werde.

Beide Autoren nehmen also, um den Blick für mittelfristiger Perspektiven frei zube-kommen, historisch weit ausholend eine distanzierte Beobachterposition ein, um sich ihren je spezifischen Fragen – nach Krieg und Frieden oder nach mittelfristigen öko-nomischen Perspektiven – mit einem nicht einzeldisziplinär eingeeengten Zugriff zu-zuwenden. Bei sozialwissenschaftlichen Analysen historisch vergangener Entwick-lungen oder auch von Phänomenen unserer Gegenwart geht es eben darum, dass wir uns auf eine höchst komplexe soziale Wirklichkeit einlassen müssen. Die Verän-derungsprozesse, auf die wir hoffen, oder die wir fürchten mögen, werden jedenfalls in hohem Maße umkämpft, also konfliktträchtig sein, und das wirft weitere Fragen auf – z. B. auch aus eher politikwissenschaftlicher Perspektive. Bleiben wir zunächst bei der Soziologie, so ist jedenfalls zweifelhaft, ob wir über eine Theorie des sozialen Konflikts auf der Höhe unserer Zeit verfügen. Für die Spezialdisziplin, mit der ich selbst mich über einige Jahrzehnte hinweg intensiv beschäftigt habe, kann man das jedenfalls behaupten.

Willi Pöhler (1970) hat in den 1970er Jahren Impulse für entsprechende Forschung an der wiedergegründeten Sozialforschungsstelle gegeben. Der dort seinerzeit aus verschiedenen Gründen nicht zureichend realisierte Anspruch Pöhlers (vgl. Martens 1994 und 2005/15) ging, anschließend an Christian v. Ferbers Auseinandersetzung

---

<sup>8</sup> Zinn spricht hier dezidiert, ähnlich wie Marx, von „Bewegungsgesetzen (a. a. O. 47), ge-steht aber zu, stattdessen auch von historischen Regelmäßigkeiten zu sprechen und merkt dann an: „wer bevorzugt, statt von Bewegungsgesetzen von (historischen) Regelmäßigkeiten zu sprechen, wird damit die Sache, um die es geht, noch nicht in Zweifel ziehen“ (a. a. O. 48).

<sup>9</sup> Grundsätzlich spricht er der statischen Betrachtungsweise der Neoklassik dabei nicht ab, spezifische Erkenntnisgewinne erzielen zu können; wendet sich aber scharf gegen ihre Ge-schichtsvergessenheit oder gar ein Verständnis, dass die Ökonomie mit ihren mathematisier-ten Modellen auf dem Weg zu einer Naturwissenschaft sieht.

mit Max Weber (v. Ferber 1970), dahin, über eine Simulation sozialer Konflikte, u.a. mittels des Durchschreitens unterschiedlicher wissenschaftlicher Bezugssysteme, die in den Konflikten Handelnden auf die Bedingungen verweisen zu können, an die sie gebunden sind

In einem unveröffentlicht gebliebenen Manuskript „Zur Theorie des sozialen Konflikts“ aus dem Jahre 1976<sup>10</sup> diskutiert Pöhler die Konflikttheorien Lewis A. Cosers (Coser 1965 und 1967) und Ralf Dahrendorfs (insbesondere Dahrendorf 1961, 197-235, sowie Dahrendorf 1957 und 1967) zunächst vor dem Hintergrund der klassischen Arbeiten Max Webers (1922) und Georg Simmels (1968). Daran anschließend weitet er den Blick über Friedrich Wilhelm Hegel, insbesondere die „Wissenschaft der Logik“ (Hegel 1934) auf die Widerspruchstheorie auch in der Tradition eines Marxistischen Denkens.<sup>11</sup> Pöhler hat seinerzeit versucht, zum Thema des sozialen Konflikts, das aus seiner Sicht „obgleich von erheblicher Bedeutung, von den Sozialwissenschaften eher vernachlässigt worden“ ist (Pöhler 1976,1), Zugangswege aufzuweisen und weiterführende Gesichtspunkte herauszuarbeiten. Eine seiner Thesen ist, dass die von ihm, beginnend mit Weber, behandelten Autoren sich sämtlich implizit oder explizit mit Marx auseinandergesetzt hätten, jedoch nicht über ihn hinaus gelangt seien; eine zweite lautet, dass Coser und Dahrendorf mit ihren Konflikttheorien – bei Coser in Auseinandersetzung mit der strukturell funktionalen Theorie Parsons formuliert, bei Dahrendorf an die von Hobbes abgeleitete ‚Zwangstheorie‘ anschließend und gegen ‚Consensus Theorien‘ im Anschluss an Rousseau gerichtet -, hinter Weber und Simmel zurückgefallen seien. Dies gelte jedenfalls dann, wenn man der aus seiner, Pöhlers Sicht zentralen These folge, dass

„jede theoretische Position hinsichtlich der Konflikttheorie daran zu messen ist, wie komplex sie ist. D.h. in der Marx’schen Begrifflichkeit: ob sie in der Lage ist, das Konkrete (d.h. das Zusammengewachsene) im Wege des Denkens zu reproduzieren (Marx 1953, 248)“.

Gehe man von dieser Hypothese aus, dann müsse man der damals aktuellen soziologischen Konflikttheorie (Coser und Dahrendorf) vorwerfen, dass sie nicht komplex genug sei. So z.B. wenn Konflikte letztlich auf Herrschaft zurückgeführt (Dahrendorf)<sup>12</sup> oder unter den Prämissen gesellschaftlicher Funktionalität (Coser) interpretiert

---

<sup>10</sup> Veröffentlicht wurde hingegen ein gemeinsam mit Otto Neuloh, und wohl unter dessen Federführung geschriebener Aufsatz zu sozialer Innovation und sozialem Konflikt, der in einem von Neuloh herausgegebenen Sammelband erschienen ist (Pöhler/Neuloh 1977). Das unabgeschlossene und unveröffentlicht gebliebene Manuskript Pöhlers von 1976 entstand vermutlich in diesem Zusammenhang. Es steht für einen theoretisch sehr viel ambitionierteren Versuch, der unter den Bedingungen von Pöhlers damaliger, den offenen konzeptionellen Fragen vorauseilenden forschungspolitischen Praxis nicht zu realisieren war.

<sup>11</sup> Bei Marx vor allem im Rückgriff auf die Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Marx 1939/41). im aktuellen zeitgeschichtlichen Bezug zu marxistisch orientierten Autoren u.a. unter Bezugnahme auf Kľofác/Tľustý (1965).

<sup>12</sup> und ihre positive Bedeutung für gesellschaftlichen Wandel daran gebunden erscheint, dass sie in geregelten Formen ausgetragen werden (Pöhler 1976, 28).

würden.<sup>13</sup> Diese Kritik kann Pöhler u. a. deshalb in dieser Schärfe formulieren, weil er zuvor zeigt, dass die Leistung Webers darin bestanden hatte, mit der Herausarbeitung einer strukturbildenden Funktion von Konflikten (a. a. O. 9) Perspektiven herausgearbeitet zu haben, die in der neueren Konfliktsoziologie der 1960er Jahre vernachlässigt wurden. Simmel schließlich sei über die damalige aktuelle Konfliktsoziologie insofern schon früh hinausgegangen, als er den Konflikt als eine Erscheinung begreift, die in sich „ohne Rücksicht auf seine Folge und Begleiterscheinungen, eine Vergesellschaftung ist“ (Simmel 1968, 186).

Folgerichtig endet Pöhlers Manuskript in zwei Argumentationssträngen: Der eine besteht darin, den sozialen Konflikt zu einem Hauptaspekt (weiterer) industriesoziologischer Forschung zu erklären – unter Aufnahme der oben bereits wiedergegebenen Argumentation aus dem Vortrag von 1970. Die zweite läuft darauf hinaus, dass „jede theoretische Position hinsichtlich der Konflikttheorie daran zu messen ist, wie komplex sie ist“ (Pöhler 1976,36).<sup>14</sup> Festzuhalten wäre also, wenn man dieser Position folgt, dass neben der Frage der Distanz auch das Problem der Komplexität und Interdisziplinarität bzw. des Durchschreitens unterschiedlicher Disziplinbezüge bedeutsam ist.

Sozialwissenschaftliche Analysen sind nun aber immer nicht nur thematisch spezifisch fokussiert und begrenzt, sondern sie erfolgen in aller Regel auch jeweils vornehmlich aus einem je spezialwissenschaftlichen Zugriff heraus. Die Genese und Abgrenzung sozialwissenschaftlicher Disziplinen mag man grundsätzlich kritisch sehen (Wallerstein 1995 und 1996). Doch die Überschreitung von Disziplinengrenzen ist leicht gefordert, aber schwer zu realisieren. Und spezialdisziplinäre wie auch thematische Fokussierungen haben nicht zuletzt auch mit der Begrenztheit und Endlichkeit menschlichen Erkenntnisvermögens zu tun. Karl Marx der Jahrzehnte auf die ökonomische Analyse des Industriekapitalismus verwendet hat, nach seinen eigenen Worten die besten Jahre seines Lebens, ist sich dieses Umstands einer Begrenzung nur allzu bewusst gewesen. In seiner „Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie“ (Marx 1939 und 1941, 29f) nennt eine ganze Reihe anderer Fokussierungen, zu denen sich Forschungen anschließen müssten – vom Phänomen des Krieges, über die Kultur- und Staatengeschichte, die internationalen Verhältnisse, das Verhältnis von materieller und künstlerischer Produktion bis hin zur weiteren Klärung der Begriffe/Instrumente solcher Analysen.

In Bezug auf die Sphäre der materiellen Produktion und der Ökonomie hat sich das von ihm entwickelte analytische Instrumentarium, bzw. das darüber gefundene Erklärungsmodell, bis auf den Tag als ausgesprochen leistungsstark erwiesen.<sup>15</sup> Ein an-

---

<sup>13</sup> Wobei es wiederum darum geht, dass sie „der Strukturierung und Regelung sozialer Systeme“ dienen (Pöhler 1976, 17).

<sup>14</sup> Zu einer ausführlichen Auseinandersetzung mit dem seinerzeit unfertig und unveröffentlicht gebliebenen Manuskript von Pöhler vgl. Martens 2005/15.

<sup>15</sup> Der eher konservative Sozialwissenschaftler Karl-Siegbert Rehberg (2011) hat unlängst wider auf die Triftigkeit der Marxschen Analysen verwiesen, und der Literaturwissenschaftler

gemessenes Verständnis des modernen Kapitalismus ist ohne es bis auf den Tag schwerlich möglich, auch wenn die „blauen Bände“ selbstverständlich nicht erschöpfend sind. In Bezug auf den Prozess der Zivilisation hat Norbert Elias (1969/80) mit seiner historischen Analyse und der dazu entwickelten „figuralen Prozesstheorie“ einen hoch innovativen Erklärungsansatz geliefert, der einen neuen, fesselnden Blick auf unsere europäische Geschichte bis zum Absolutismus ermöglicht, und sich vermutlich auch auf andere gesellschaftliche Evolutionsprozesse anwenden lässt. Bei näherem Hinsehen ist er aber schon im Blick auf die von Elias selbst gewählten Fokussierung keineswegs erschöpfend. Michel Foucault hat für die weitere Entwicklung eine wiederum höchst anregende „Fortsetzung“ geschrieben – nun im Blick „von unten“, also unter dem Aspekt der Zurichtung, Anpassung und Selbstunterwerfung der Beherrschten.<sup>16</sup> Und Elias – ein Soziologe mit wenig Interesse für philosophische Herangehensweisen an die Gegenstände seines Interesses – blendet bei den oben angesprochenen Überlegungen aus dem Jahr 1985 eine Analyse der ökonomischen Entwicklungsperspektiven der beiden Weltmächte zu Zeiten des Kalten Krieges sehr weitgehend aus – was zu schon nach wenigen Jahren obsoleten Stabilitätsvermutungen führt. Generell sprechen kompetente Beobachter heute davon, dass die Sozialwissenschaften in ihrem Mainstream in einem eher beklagenswerten Zustand sind und deshalb wenig zur Lösung der drängender werdenden Zukunftsprobleme anzubieten haben.<sup>17</sup>

Schließlich sei noch ein weiterer Aspekt wenigstens angerissen: Anders als in den Naturwissenschaften helfen uns Laborversuche im Hinblick auf sozialwissenschaftliche Gegenstandsbereiche nicht weiter. Es geht nicht darum, unter „ceteris paribus-Bedingungen“ Versuchsanordnungen zu finden, die im Ergebnis Naturgesetze sichtbar machen sollen, damit wir anschließend durch technische Verfahren diese Gesetze für Eingriffe in die Natur nutzen können, die unser Alltagsleben erleichtern sollen. Es geht nicht um die Beherrschung von so erkannten „gesetzmäßig“ bestehenden Zusammenhängen, sondern es geht um das Verstehen von sozialen Prozessen,

---

und Philosoph Josef Vogl (2010) hat die Selbstwidersprüchlichkeit, und damit Offenheit der ökonomischen Prozesse angesichts der Weltfinanzkrise gegen die Stabilitätsannahmen neoliberaler Glaubenssätze überzeugend nachgewiesen.

<sup>16</sup> Ich habe im Anschluss an meine Analyse der gegenwärtigen multiplen Krisenentwicklungen - fokussiert auf Ökonomie, Ökologie und Politik – dafür plädiert, im Blick auf die Frage nach Transformationsperspektiven Helmut Plessner, Hannah Arendt, Norbert Elias, Michel Foucault und Jacques Rancière zusammen- und weiterzudenken (vgl. Martens 2014a).

<sup>17</sup> Vier sehr unterschiedliche Autoren seien an dieser Stelle genannt: der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger (2002) attestiert den Sozialwissenschaften, dass hier „der Groschen“ mit einiger Regelmäßigkeit besonders spät falle. Der Soziologie Rainer M. Lepsius (2003 und 2008) bescheinigt der Soziologie als Krisenwissenschaft selbst in der Krise zu sein. Der Weltsystemtheoretiker Immanuel Wallerstein (2004, 74) sieht sie weltweit in einem, „jämmerlichen Zustand“ und der Philosoph Gerhard Brandt (2011, 146) spricht angesichts der Entwicklung universitärer Sozialforschung nach Bologna für eine starke Strömung der Sozialwissenschaften von „Worthülsenakrobatik im Niemandsland der Unverbindlichkeit“. Es bleibe so nur noch die Möglichkeit, an den Universitäten zu „Partisanen der Erkenntnis (zu) werden“ (a. a. O. 197).



für die es – anders als das fortschrittsgläubige 19. Jahrhundert noch nahelegte – allenfalls eine Analogie von bestimmten Regelmäßigkeiten zu den Gesetzmäßigkeiten gibt, von denen die Naturwissenschaften des 19. Jahrhunderts, also vor der Quantenphysik noch ganz ungebrochen ausgegangen sind.<sup>18</sup>

Wahrscheinlich nehmen die modernen Verhaltenswissenschaften im Grenzbereich von Biologie und Sozialwissenschaften hier noch einmal eine Sonderstellung ein. Hier beruht wissenschaftlicher Erkenntnisfortschritt auf einer Kombination von gängigen sozialwissenschaftlichen Methoden (nämlich der Beobachtung) und auch naturwissenschaftlichen Methoden (nämlich des Laborversuchs). Dabei ist es das Erkenntnisziel, gewissermaßen an der Schnittstelle von biologischer und sozialer Evolution so etwas wie „Grundbausteine“ der sozialen Evolution zu finden, die auf der biologischen Evolution aufbaut. Typische Forschungsgegenstände sind die Entwicklung menschlicher Sprache - aufbauend auf dem gestischen Handeln von Primaten, aber zugleich gestützt auf etwas ihm gegenüber Neues, das Michael Tomasello (2011) als geteilte Intentionalität oder Wir-Intentionalität bezeichnet<sup>19</sup>, die Entwicklung sozialen Verhaltens in Gruppen, am Beispiel von Primaten, Wölfen etc., um von da aus Rückschlüsse auf die Entwicklung sozialen Verhaltens von Menschen zu ziehen, die Analyse von intelligentem Verhalten bei Primaten oder auch anderen hoch

---

<sup>18</sup> Hans Magnus Enzensberger hat in seinen „Elixieren der Wissenschaft“ allerdings, ausgehend von einer Kritik der naturwissenschaftlichen Glaubenssätze des 19. Jahrhunderts, zu Recht auf die gemeinsamen Ursprünge von Wissenschaft, Philosophie und Poesie hingewiesen und konstatiert: „Es spricht viel dafür, dass die Naturwissenschaften dabei sind, sich von den Dogmen des 19. Jahrhunderts zu verabschieden. Der klassische Materialismus befindet sich, wie sein Substrat, in Auflösung. In der Kosmologie und in den Neurowissenschaften sind spekulative Ideen, die keine unmittelbare experimentelle Verifizierung zulassen, nicht mehr tabu. Selbst die Mathematiker setzen sich, seit Gödel, mit der Ambiguität ihrer Erkenntnismöglichkeiten auseinander, und in der Quantenphysik ist das Udenkbare alltäglich. Auf die Gefahr hin, manchen ‚harten‘ Verteidiger des Status Quo vor den Kopf zu stoßen, kann man die Behauptung riskieren, dass die avancierteste Wissenschaft zur zeitgenössischen Form des Mythos geworden ist. Gleichsam hinter dem Rücken ihrer eigenen Ideologie kehren in ihren Konzeptionen, von den meisten Forschern unbemerkt, alle Ursprungsfragen, Träume und Albträume der Menschheit in neuer Gestalt wieder. Ihre Metaphern sind nur der sprachliche Ausdruck dieser Mythenproduktion“ (Enzensberger 2001, 273f). Zur Auseinandersetzung mit Enzensbergers in diesem Zusammenhang entwickelter agnostischer Haltung zu Vorstellungen eines sozialen Fortschritts vgl. Martens (2015c).

<sup>19</sup> Habermas (2013) konstatiert dazu in seiner Laudatio Aus Anlass der Verleihung des Hegelpreises an Tomasello: „Hegelisch gesprochen, bohrt Michael Tomasello mit seinen geistreich variierten Versuchsanordnungen an der Quelle des objektiven Geistes. Der systematische Vergleich von Kindern und Schimpansen wirft jedenfalls Licht auf jenen Abschnitt der Evolution, während dessen sich das subjektiv befangene Bewusstsein der Hominiden aus der Vereinzelung gelöst und in der kooperativen Bewältigung einer überraschenden Umwelt auf gemeinsame Intentionen umgestellt hat. Im Zuge des Aufbaus eines intersubjektiv geteilten Hintergrundwissens spinnt der vergesellschaftete Geist von den einfachsten Gesten ausgehend, nach und nach symbolisch verkörperte Sinnzusammenhänge aus sich heraus. Tomasello operiert gewissermaßen am Ursprungsort der Werkzeugherstellung, der symbolischen Kommunikation und der gesellschaftlichen Normierung von Handlungen“(a. a. O.170). Zu meiner Auseinandersetzung mit Tomasello und dessen Beurteilung in dem Symposium in der Soziologischen Revue (2013) siehe Martens 2014.

entwickelten Tieren, wiederum gerne im Vergleich zu Kleinkindern – für Plessner (1946,55) die Analyse einer biologischen Kategorie.

Bei sozialwissenschaftlichen Analysen jenseits dieser „Schnittstelle“ ist die Lage also anders. Es geht immer um die Rekonstruktion und dann die Erklärung, und das heißt das Verstehen, sozialer Prozesse mittels ihrer sorgfältigen Beobachtung.<sup>20</sup> Analysen regen uns dann an, oder sie sind sogar in der Lage uns zu fesseln, wenn sie einen komplexen Erklärungsrahmen anbieten, der uns neue Einsichten in die insgesamt immer wieder ausgesprochen unübersichtlichen Entwicklungen und Veränderungen sozialer Prozesse liefern. Und unter Umständen kann eine solche Analyse sogar über eine ganze Epoche tiefer Umbrüche hinweg sehr viele Menschen, bestimmter sozialer Klassen oder Angehörige der Intelligenz (welche selbst eine soziale Gruppe/Schicht ist, die erst die Entwicklung der Moderne hervorgebracht hat) beeinflussen. Ideen können dann zur Materiellen Gewalt werden. Das gilt etwa für den Marxismus, dessen Entwicklung zum Totalitarismus danach „die wesentliche Enttäuschung des Zeitalters“ gewesen ist, wie Hannah Arendt (2003, 254) schreibt.

### **3. Gesellschaftliche Spaltung in Arm und Reich – Symptom und verschärfendes Moment ökonomischer wie politischer Krisenprozesse**

Mit den wohlfahrtsstaatlichen Demokratien der ersten Nachkriegsjahrzehnte verband sich nach dieser Enttäuschung wenigstens für die Staaten der ‚ersten Welt‘, mit dem Dreiklang von Arbeit, Fortschritt und Glück (Martens/Peter/Wolf 1984) die Vorstellung einer Überwindung gesellschaftlicher Armut. Mit ihrer Erosion angesichts eines nunmehr über mehr als dreißig Jahre währenden neoliberalen Rollbacks (Scholz u.a. 2006) hat sich das gründlich verändert. Spätestens seit dem Buch von Thomas Piketty (2014) ist die sich vertiefende gesellschaftliche Spaltung in Arm und Reich ein Thema, an dem exemplarisch der krisenhafte Charakter prägender sozialökonomischer Entwicklungen aufgezeigt werden kann. Mit den unbestreitbar über Jahrzehnte hinweg forcierten gesellschaftlichen Spaltungsprozessen, die man am ehesten mit denen im Verlauf der zweiten industriellen Revolution vergleichen kann, werden ökonomische Krisenprozesse verschärft. Sie sind Teil längerfristiger gesellschaftlicher Veränderungsprozesse, die die politische Idee einer demokratischen Gesellschaft von Freien und Gleichen untergraben. Heute werden sie unter den Stichworten der „Krise der Demokratie“ oder der „Refeudalisierung“ der sogenannten fortgeschrittenen westlichen Gesellschaften diskutiert.

Der seit 2001 im Jahr 2013 zum vierten Mal vorgelegte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung war hinsichtlich der Bewertung der darin enthaltenen Daten politisch heftig umstritten. Die Fakten sind aber klar: Nach der Definition der EU gilt als arm, wer über weniger als 60% des mittleren bedarfsgewichteten

---

<sup>20</sup> Wobei selbstverständlich nicht nur Instrumente wie teilnehmende Beobachtung und beobachtende Teilnahme, sondern auch unterschiedliche Formen des Interviews, Dokumenten- und Sekundäranalysen von Texten und Statistiken etc. bedeutsam sind.

Einkommens verfügt. In Deutschland lagen die entsprechenden monatlichen Einkommen 2012 für Single-Haushalte bei 869 und für Familien mit zwei Kindern bei 1.826 €. 14 bis 16 Prozent der Bevölkerung galten demnach als arm. Und hinsichtlich der Vermögensverteilung weist der Bericht aus, dass die unteren 50% der Bevölkerung 2008 noch über 1% der Gesamtvermögenssumme verfügten (1998 waren es noch 4%), während die oberen 10% über 53% besaßen, nachdem es 1998 noch 45% gewesen waren. Sehr nachvollziehbarer Weise sprachen die Wohlfahrtsverbände von wachsender Ungleichverteilung, von Abwärtsspiralen und Kaschierungen im Bericht der Bundesregierung. Dabei ist in solchen Daten noch überhaupt nicht berücksichtigt, dass wir im Zuge des neoliberalen Rollbacks mit seiner Propagierung und aktiven Durchsetzung der Privatisierung zuvor öffentlicher sozialer Dienstleistungen auch einen Prozess der Hinnahme, wenn nicht der gewollten Herbeiführung öffentlicher Armut erleben.

Deutschland liegt bei den fortschreitenden gesellschaftlichen Spaltungsprozessen - den USA als Vorreiter folgend und innerhalb der EU mit einer Spitzenposition - in einem allgemeinen Trend. Das belegen insbesondere die 2014 stark diskutierte Untersuchung von Thomas Piketty oder auch von Chrystia Freeland (2013). Piketty kann zeigen, dass die Kluft zwischen Arm und Reich in den USA seit der Weltwirtschaftskrise von 1929 nie so groß war wie heute. Dem Anstieg des Anteils der obersten Elite am gesellschaftlichen Reichtum entspricht der Rückgang bei der großen Mehrheit. Freeland spricht im englischen Originaltitel ihrer Untersuchung „Plutocrats“ vom „Aufstieg und der Herrschaft einer neuen globalen Geldelite und dem Abstieg aller Anderen“. Ihr zufolge zählt die Forbes-Reichenliste 2012 1.226 Milliardäre.<sup>21</sup> Und Piketty betont, wie Joachim Bischoff und Bernhard Müller (2014) ausführen, gerade für die USA das Gewicht der wirtschaftlichen Elite (der obersten 10%) an der Verschärfung der sozialen Ungleichheit, Und Emmanuel Saez und Gabriel Zucman (2014), die seinen Untersuchungsansatz weiterführen und ausbauen, spitzen den Befund noch stärker zu: ihnen zufolge ist vor allem der Anteil der 0,01% des obersten Ranges mit ihren Spitzengehältern für den scharfen Anstieg der Ungleichheit in den USA verantwortlich. Ihre zugespitzte These lautet: „Die Vermögensungleichheit ist sehr stark an der äußersten Spitze, aber nicht unterhalb der obersten 0,1% gewachsen“. Ihre Tabellen weisen für die Top 0,01% einen Anstieg von gut 3% (1960) auf gut 11% (2012) aus und für die Top 0,1% bis 0,01% von ca. 6,5 auf ca. 10,5% im gleichen Zeitraum. (Saez/Zucman 2014, 5; Bischoff/Müller 2014, 15).

Freeland stellt im Rahmen ihrer Analyse zwei aufschlussreiche historische Vergleiche an. Zum einen macht sie darauf aufmerksam, dass die bürgerliche Revolution in Amerika auf Basis einer ausgesprochen egalitären, noch agrarischen Gesellschaft, stattgefunden hat. Thomas Jefferson, der in die amerikanische Verfassung „the pursuit of happiness“ als Recht aller Menschen hineingeschrieben hatte, verglich, so

---

<sup>21</sup> 2014 ist diese Zahl nach der Forbes-Reichenliste auf 1.645 gestiegen (nach 423 in 1996 und 946 in 2006), davon die meisten (492) in den USA, gefolgt von China (152), Russland (111) und Deutschland 85 (siehe Wikipedia). Andere Reichenlisten weisen höhere Zahlen aus. So geht die Schweizer USB-Bank für 2014 von 2.325 Milliardären aus (Manager-Magazin-online, 28.10. 2014).

Freeland (2013, 27), sein „egalitäres Arkadien“ mit einem England, das sich in Arme und Plutokraten teilte. Sie zitiert aus einem Brief von ihm an den angloamerikanischen Universalgelehrten Thomas Cooper: „Berechnen wir nun mit Zahlen die Summe des Glücks der beiden Länder. In England ist Glück das Los allein der Aristokratie, und den Anteil, den sie im Verhältnis zu den Arbeitern und Armen ausmacht, kennt Ihr besser als ich. Wenn ich schätzen würde, dass es vier auf jedes hundert sind, so betrüge das Glück des Volkes im Verhältnis zu seinem Elend eins zu 25. In den Vereinigten Staaten ist es acht Millionen zu null oder alle zu keinem“.

Zum zweiten stellt sie fest, dass sich extreme Ungleichheit in den Vereinigten Staaten erst im Ergebnis der zweiten industriellen Revolution entwickelt hat. Das war das von Mark Twain und Charles Dudley Warner (2010) so bezeichnete „vergoldete Zeitalter“ im Übergang vom 19. in das 20. Jahrhundert. Wie wir wissen, entstanden aus diesen Entwicklungen heraus in den USA wie in Europa wachsende Instabilitäten. Sie mündeten politisch in geopolitische Abenteuer und den ersten Weltkrieg und ökonomisch ein Jahrzehnt darauf in die Weltwirtschaftskrise von 1929. Nach den tieferliegenden Ursachen dafür, dass das Buch von Twain und Warner wieder „eine Geschichte von heute“ geworden ist – so der Untertitel der von Dirk Jürgens herausgegebenen Neuauflage – wird in den zitierten neueren Analysen zur Entwicklung einer drastisch verschärften sozialen Ungleichheit nicht immer gefragt. Freeland spricht zwar von einem „zweiten vergoldeten Zeitalter“ im Zeichen neuer Gründerjahre sowie der Implosion des Realsozialismus. Aber bei aller Kritik begreift sie die aktuellen Entwicklungen doch vornehmlich als weitere Entwicklungsstufe kapitalistischer Fortschrittsversprechen, die sich zum Beispiel im Entstehen einer neuen Mittelschicht in China erweisen würden. Piketty warnt schärfer vor der entstandenen und weiter wachsenden Ungleichheit zwischen Reich und Arm. Er geht auf pragmatische Lösungsansätze, etwa in Gestalt progressiver Vermögenssteuern ein, die „keine Frage von Links und Rechts sondern des gesunden Menschenverstandes“ seien.“ Zugleich betont er, dass er zwar „Das Kapital“ als Teil des Titels seines Buches gewählt habe, sich aber durchaus nicht als Marxisten begreife.

Das Neoliberale Rollback seit der Mitte der 1970er Jahre - also die Entfesselung der Märkte und die fortschreitende Aushöhlung der in den Nachkriegsjahrzehnten entstandenen unterschiedlichen wohlfahrtsstaatlichen Modelle - mit der Wirtschaft und Politik auf sinkende Wachstumsraten und wachsende strukturelle Arbeitslosigkeit in den fortgeschrittenen westlichen Staaten reagiert haben (Thatcherism, Reagonomics usw.), hat uns also ein neues „vergoldetes Zeitalter beschert. Es wurde lange Zeit, jedenfalls bis zum Ausbruch der „neuen Weltwirtschaftskrise“ (Krugman 2009) mit großen Freiheitsversprechen begründet. Und so kam es, dass die Menschen der vormals realsozialistischen Länder nach dessen Implosion ihre Hoffnungen auf einen sozialstaatlich gebändigten Kapitalismus richteten, der damals bereits auf dem Rückzug war und dessen Erosion durch eben die Implosion des Realsozialismus zusätzlich forciert worden ist (vgl. Srubar 1996). Es wird inzwischen hierzulande - im Zeichen der europäischen Schuldenkrise, die vorgeblich dadurch herbeigeführt wurde, dass wir alle „über unsere Verhältnisse gelebt haben“ - durch Ängste vor einem sozi-

alen Abstieg weitert forciert. Und für die politische Flankierung des „befremdlichen Überlebens des Neoliberalismus“ (Crouch 2011) ist die Perspektive auf eine nunmehr „marktkonforme Demokratie“ (Merkel) ausgegeben worden. Den konservativen Demokraten Frank Schirrmacher hat dies zu der Frage veranlasst, wie „inmitten einer Marktkrise (dieser) Satz fallen und als Vision erscheinen“ konnte, und weshalb „es zwar Reparaturanstrengungen in Staaten, aber nicht in Märkten“ gegeben habe; und seine Antwort lautet:

„Weil fast alle politischen und gesellschaftlichen Eliten die Theorie, dass der Markt es besser weiß als man selbst, mit einem Naturgesetz verwechseln (weshalb ...) „die ‚Kernschmelze‘ der Finanzmärkte nicht etwa Zweifel am Allwissenden auslöste, sondern die politische Vision einer dem Markt gehorchenden Demokratie in die Welt setzte, die wie Phönix aus der toxischen Asche steigen sollte (Schirrmacher 2013, 172).

Aber wir sind nicht nur mit postdemokratischen Entwicklungen konfrontiert, die angesichts fortdauernder multipler Krisenentwicklungen die inzwischen durchaus reale Drohung vergrößern, dass autoritäre Lösungen weiter Platz greifen. Die fortschreitende soziale Spaltung in Arm und Reich schaffen in unserem neuen „vergoldeten Zeitalter“ eine Wirklichkeit, in der die offiziellen Selbstdarstellungen das wachsende „Elend der Welt“ (Bourdieu 1997) immer weniger verbergen können. Wir erleben so eine Entwicklung, die inzwischen zutreffend als „Refeudalisierung“ bezeichnet wird. Sighard Neckel (2013) spricht im Anschluss an Jürgen Habermas (1962) von Refeudalisierung „nicht als Wiederkunft einer historisch längst vergangenen Epoche, (sondern als...) eine prozessierende Selbstwidersprüchlichkeit (...), die ab bestimmten Schwellenwerten in der Weise umschlagen kann, dass gesellschaftliche Institutionen jene normativen Eigenschaften verlieren, die sie einst als historisch neu gekennzeichnet haben“ (Neckel 2010, 14). Er analysiert ein solches Umschlagen (Neckel 2013, 49ff) anhand (1) einer Refeudalisierung der Werte (bei der Begründung hoher Gehälter von Leistung hin zu Eigeninitiative und Selbstverantwortung), (2) der Wirtschaftsorganisationen (durch die Etablierung einer ständisch privilegierten Managerklasse, die für den Shareholder Value die notwendigen Dienste erbringt), (3) einer Refeudalisierung der Sozialstruktur (durch die Wiederkehr der Dichotomien angesichts einer Zementierung der Abstände zwischen entrückten Eliten und neuer Prekarität) sowie (4) einer Refeudalisierung des Wohlfahrtsstaates (in der öffentliche Wohlfahrt als Stiftung und Spende reprivatisiert werde).

Diese soziologische These der Refeudalisierung unserer Gesellschaft verträgt sich gut mit der Beobachtung, dass sich alle lange etablierten Parteien des herrschenden Politikbetriebs auf die vielberufene „gesellschaftliche Mitte“ und insbesondere auf die Leistungsträger hin orientieren. Das erinnert nicht nur daran, dass die Trennung von Arm und Reich bis zum Beginn des demokratischen Projekts der Moderne mit den bürgerlichen Revolutionen in Amerika und Frankreich als eine scheinbar unabänderliche gesellschaftliche „Naturkonstante“ erschien wie die von Herrschenden und Be-

herrschten.<sup>22</sup> Das änderte sich mit der dynamischen Entfaltung des Kapitalismus und der modernen bürgerlichen Gesellschaften, den sie begleitenden sozialwissenschaftlichen Theorien und dem Aufkommen der Arbeiterbewegung und insbesondere den daraus hervorgegangenen Gewerkschaften und politischen Parteien. Mehr oder weniger unausgesprochen bewegen wir uns heute darauf zu, dass bereits durchgesetzte Refeudalisierungsprozesse mit einer gewissen Selbstverständlichkeit hingenommen werden und die gewachsene Sprachlosigkeit des neuen Prekariats dann als ein geradezu ebenso selbstverständliches Moment eben dieser Entwicklung angesehen wird. Wir leben, wie es in einem Kommentar der SZ angesichts stetig sinkender Wahlbeteiligungen hieß, in einer „Demokratie der Besserverdienenden“. Der Philosoph Tilo Wesche (2014, 443) spricht daher in einem Aufsatz, in dem er Begründungen für einen Weg „von der Marktfreiheit zur Wirtschaftsdemokratie“ entwickelt, völlig zu Recht davon, dass angesichts der neuerlichen „Konzentration von Eigentum und politischer Macht“ die politische Idee einer demokratischen Gesellschaft von Freien und Gleichen untergraben werde. Refeudalisierung tendiert so politisch zu veränderten Formen von Elitenherrschaft. Die aktuellen Debatten um eine Krise der Politik<sup>23</sup> gehören deshalb ebenso in den Zusammenhang der Refeudalisierungsthese.

---

<sup>22</sup> Die Spaltung der Gesellschaft in Arm und Reich ist in den Gesellschaften vor der Moderne ähnlich grundlegend und selbstverständlich wie der Umstand, dass diese Gesellschaften durch Herrschaftsverhältnisse geprägt sind, in denen Herrschaft an bestimmte personelle Träger wie etwa den Adel gebunden sind. So schreibt etwa Wolfram Fischer (Fischer, 1982, 19), dass Armut im Spätmittelalter definiert wurde als das „Ausgeliefertsein an jeglichen Wechschlag des Lebens, die völlige Abhängigkeit von Ernteausgang und Wirtschaftslage, das vom-der-Hand-in-den-Mund-Leben“; und dies traf „auf mindestens 50% der städtischen Bevölkerung“ zu, deren Lebensstandard dem Niveau der „Spitals- und Almosenversorgung“ näher stand als dem einer bürgerlichen Lebenshaltung. Erst mit der durch den Kapitalismus entfesselten gesellschaftlichen Reichtumsproduktion erschien ein solcher Zustand im Zeichen neuer Vorstellungen von technischem und sozialem Fortschritt überwindbar. Die Forderungen der französischen Revolution nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit – Zinn 2015 schlägt vor, *fraternité* mit Solidarität zu übersetzen - markierten so einen epochalen Umbruch im Zeichen einer „neuen Ordnung der Dinge (Foucault 1981, 7), aber die „losgelassene, rücksichtslose ‚Privatinitiative‘ des kapitalistischen Systems“ hat, danach, „wo immer es wirklich geherrscht hat erst einmal ein Massenelend von furchtbaren Ausmaßen im Gefolge gehabt“ (Arendt 1984, 280).

<sup>23</sup> Sie ist mit den Arbeiten von Colin Crouch in Teile des öffentlichen Diskurses vorgedrungen, wird aber schon seit etwa zwanzig Jahren innerwissenschaftlich intensiv geführt (vgl. den Literaturüberblick bei Martens 2014, 74-88), aber auch schon Helmuth Plessner (1981/62, 280) hat auf die Gefahr hingewiesen dass „der parlamentarischen Demokratie in den funktionsteiligen Großgesellschaften der ständige Umschlag in den totalen Staat“ droht, der die „im System des offenen Pluralismus anonym gewordene Macht an die Kommandogewalt einer hierarchischen Befehlspyramide und damit an einen legitimen Kreis von Personen binden will“. Und auch Elias hat im Zuge seiner vorne herangezogenen „Überlegungen“ die Möglichkeit nicht ausschließen wollen, dass sich die Vereinigten Staaten, wie einst Rom, unter dem Druck der weltherrschaftlichen Aufgabe aus einer oligarchisch regierten Republik in ein diktatorisch regiertes Land, möglicherweise eine Präsidialdiktatur verwandeln würden“ (a. a. O. 107) – mithin schon damals die Präsidialdemokratie der USA als oligarchisch regierte Republik ausgesprochen nüchtern beurteilt. Ingar Solty (2015, 3) spricht heute von einer „abgeschotteten Washingtoner Macht-Elite“, die eine „quasi-dynastischer Qualität der US-

Wenn so in einer durch verschleppte Krisenentwicklungen geprägten und zunehmend gespaltenen Europäischen Union an Stelle der immer noch herrschenden Austeritätspolitik von Seiten einiger sozialistisch oder sozialdemokratisch geführter Regierungen, wie zeitweilig in Frankreich oder Italien, dann vehement in Griechenland und in der Folge auch von stärker werdenden Kräften in Spanien und Portugal, oder nun auch von „old labour“ im Vereinigten Königreich, eine antizyklische staatliche Wirtschaftspolitik und eine Stärkung der Massenkaufkraft sowie eine stärkere Besteuerung höherer Einkommen gefordert werden - also endlich wieder eine Umverteilung von oben nach unten -, dann war das zwar zunächst vielfach nur der „halbe“ Keynes, der hier in Erinnerung gerufen wurde; aber mittlerweile geht es hier durchaus um einen grundsätzlicheren ökonomischen Kurswechsel. Zinn hat in diesem Zusammenhang wiederholt (vgl. zuletzt Zinn 2015) darauf verwiesen, dass Keynes am Ende seiner „Allgemeinen Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes“ (Keynes 1943) eine Langfristtheorie der weiteren Entwicklung vorgelegt hat. Sie ist, anders als der konjunkturpolitische Keynesianismus, wenig rezipiert worden. Aber Keynes hat von ihr ausgehend noch vor Beendigung des 2. Weltkrieges eine Dreiphasentheorie der weiteren Entwicklung formuliert, die bemerkenswert gut bestätigt wurde. In ihr unterscheidet er: (1) die „inflationäre Übernachfrage in der ersten Nachkriegszeit“, (2) dann ein „relativ störungsfreies Gleichgewicht von freiwilliger Ersparnis und freiwilliger Investition nahe bei oder auf dem Vollbeschäftigungsniveau“ und schließlich (3) ein „allmähliches Wirksamwerden des Sättigungsgesetzes beim Konsum, was einerseits eine absolut und relativ höhere Sparkapitalbildung bedeutet und andererseits auch Sättigung zumindest bei den Kapazität erweiternden Investitionen nach sich zieht“ (Zinn 2007, 54). Keynes Vorschlag für diesen Fall, der ja tatsächlich eingetreten ist, lautete: (1) „die Einebnung, selbstverständlich nicht völlige Beseitigung der Einkommens- und Kaufkraftunterschiede der Haushalte, um den Konsum anzuheben“, (2) die absolute und relative Ausweitung der staatlichen Vor- und Fürsorgepolitik, also vor allem mehr öffentliche Investitionen“ sowie (3) „eine Reduktion von Arbeitszeit in verschiedensten Formen“ (Zinn 2007, 55). Durchgesetzt wurden stattdessen im Interesse offenbar unantastbarer Renditeerwartungen das neoliberale Rollback, die Entfesselung der Märkte und eine Umverteilung von unten nach oben, verbunden mit einer Aushöhlung sozialer Sicherungssysteme. Den katastrophalen Resultaten dieser politischen Entscheidungen sehen wir uns heute gegenüber. Man könnte hier auch zu dem Schluss kommen, dass die Entwicklung des globalen Kapitalismus noch nie so stark dem von Marx mittels der Hegelschen Dialektik entworfenen Entwicklungsszenario entsprochen hat, wie heute – und sich zugleich an das Pöhlersche Argument erinnern, dass die Erklärungskraft einer Theorie

---

Politik“ verstärke. Es ergebe sich, mit der überraschenden Ausnahme Obamas, mittlerweile ein Bild, das geradezu „an eine Bananenrepublik oder nordkoreanische Thronfolgen erinnert: Bush I (1989-1993), Clinton I (1993.-2001), Obama und Fast-Clinton II (2009-2017), Clinton II oder Bush III (2017ff)“

sozialer, immer konfliktbehafteter Entwicklung wesentlich von ihrer Komplexität abhängen.<sup>24</sup>

#### **4. Neofeudale Versionen eines Kapitalismus ohne Wachstum – Brücke zu weitergehenden Transformationsprozessen?**

Zinn hat seine Analysen schon vor Ausbruch der neuen Weltwirtschaftskrise in Vorschläge für einen „qualitativen Keynesianismus“ münden lassen (Zinn 2003 und 2007). Nach Ausbruch der Krise hat er, verbunden mit dem Hinweis darauf, dass „kein historischer Zyklus genau seinen Geschwistern“ gleicht, in Bezug auf die Dimension der gegenwärtigen ökonomischen Krise auf weltgeschichtlich bedeutsame Veränderungen hingewiesen, weil sie „die Verschiebung der politischen und ökonomischen Vorrangstellungen in Richtung Ostasien, insbesondere zu China, noch beschleunigt“ (zitiert nach Wolf 2012, 327). In seinem jüngsten Buch hat er nun, neben John Maynard Keynes auch an Joseph A. Schumpeter anknüpfend,<sup>25</sup> von seinen Analysen zu einer „hinschleichenden Akkumulationskrise“, die es auch in „den wenigen Überschussländern des nordatlantischen Kapitalismus“ nicht mehr vermag, deren Volkswirtschaften „auch nur bis in die Nähe des Vollbeschäftigungsniveaus zu bringen“ (a. a. O. 88 und 89), die These vom Auslaufen des Industriekapitalismus und einem Übergang zu einem Kapitalismus ohne Wachstum formuliert.

Am Beispiel der unterschiedlichen – und partiell durchaus widersprüchlichen – Vorstellungen von einem „grünen Wachstum“ (a. a. O. 98 ff):

- mit dem Ziel „die Zunahme ökologischer Schäden (zu) verhindern oder wenigstens ab(zu)bremsen“,
- zur „Substitution ökologisch belastender Produktion durch grüne Technik“,
- in Gestalt einer „Sanierung und Regenerierung der Umwelt“,
- durch „Steigerung der ökologischen Fitness“ (Resilienz), oder
- durch die „Einsparung und Reduktion von Naturverbrauch“

zeigt er, dass es hier – jedenfalls im Blick auf die fortgeschrittenen industriekapitalistischen nordatlantischen Länder - im Kern nicht mehr um den alten „kapazitätsbildende(n) Investitionstyp“ sondern im Wesentlichen um „Substitutionsinvestitionen“ geht (a. a. O. 104). Und wenn eine entsprechende „Investitionspolitik (...) einer neu-

---

<sup>24</sup> Man sollte hinzufügen, dass Marx selbst sich die Hegelsche Geschichtsmetaphysik nie zueigen gemacht und eine von den Hegelschen Mystifikationen befreite Dialektik als Instrument zur kritischen Analyse des Kapitalismus für unverzichtbar gehalten (Schmidt 1977. 74), aber nicht entwickelt hat.

<sup>25</sup> Im Schlusskapitel seines Buches schreibt er: „Diese beiden Großen der Politischen Ökonomie des 20. Jahrhunderts vertraten die gleiche Zukunftsvision einer Gesellschaft, in der die materiellen Bedürfnisse auf hohem Niveau, somit hinreichend, befriedigt werden und die Menschen sich gattungsgemäß als Homines sapientes der geistigen, kulturellen Lebenserfüllung widmen würden“ (a. a. O. 140).



en Zielfunktion folgen“ müsse, die man unter der Formel „sichern statt wachsen“ und „schützen statt erweitern“ zusammenfassen könne (ebd.), dann laufe eine entsprechende „Koordination von Ex-Ante-Größen (...) auf eine gesamtwirtschaftliche Investitionsplanung hinaus“, wie sie schon Keynes mir seiner Vorstellung einer „Sozialisierung der Investitionen“ vor Augen gehabt habe (a. a. O. 104f).

Zinns ökonomisches Verständnis einer neofeudalen Entwicklung eines Kapitalismus nach seiner ihrem Ende entgegengehenden industriekapitalistischen Entwicklungsphase impliziere keinerlei Zusammenbruchtheorie (a. a. O. 86) und bedeute, so führt er weiter aus, „keinen Rückfall in eine stationäre Wirtschaft“, denn:

„der Neofeudalismus übernimmt einen über zwei Jahrhunderte angewachsenen industriellen Kapitalstock, und die Ersatzinvestitionen werden ihn weiterhin modernisieren und den Innovationsprozess fortführen“ (a. a. O. 94).

Allerdings stellt sich mit dem Ende der dynamischen industriekapitalistischen Akkumulation die Frage nach Verwendung des Mehrprodukts. Zinn hält sie für lösbar und seine im Kern ökonomische Argumentation läuft auf eine idealtypische Gegenüberstellung von zwei Versionen eines neofeudalen Kapitalismus hinaus: zum einen auf „sozialstaatliche Versionen“ und zum anderen auf „oligarchische kapitalstaatliche Versionen“. Erstere sind in gewisser Weise „Modernisierungen“ des Skandinavischen oder des Rheinisch-alpinen Kapitalismusmodells – die eventuell auch als Entwicklungen, die aus dem chinesischen Kapitalismus-Modell heraus entstehen könnten -, letztere „Modernisierungen des angelsächsischen neokapitalistischen Modells“.

Man sieht, dass Zinns Argumentation Fragen aufgreift und, insbesondere unter Berücksichtigung der ökologischen Herausforderungen, konstruktiv weiterführt, die die „beiden Großen der Politischen Ökonomie des 20. Jahrhunderts“ in ähnlicher Weise beantwortet haben. Sein Bezugsrahmen ist dabei relativ weit gefasst; aber sein Konzept neuer, neofeudaler Versionen des Kapitalismus nimmt z.B. die soziologische Debatte hierzu nicht auf. Als komplementärer Diskussionsstrang ist sie allerdings geeignet, die These der Neofeudalisierung zusätzlich zu untermauern. Was bleibt ist die Frage nach Perspektiven über den Kapitalismus hinaus. Als Frage danach, ob und wie ein neofeudaler Kapitalismus eine Brückenfunktion zu einer nachkapitalistischen Gesellschaft wahrnehmen könnte, wird sie von Zinn angesprochen, aber nicht weiter verfolgt. An dieser Stelle wird Immanuel Wallersteins Analyse der Perspektiven der neuen sozialen Protestbewegungen interessant. Auch er holt historisch weit aus. Das „moderne Weltsystem“ hat für ihn eine ca. 500-jährige Geschichte. Die französische Revolution ist darin aus seiner Sicht das einschneidende Ereignis, weil es die „Struktur des modernen Weltsystems verändert“ hat (Wallerstein 2014, 601). Man könnte auch, mit Michel Foucault (1971), sagen, „die Ordnung der Dinge“ habe sich um sie herum grundlegend verändert. Zunächst von der Französischen Revolution ausgehend, gelangt Wallerstein über das Revolutionsjahr 1848 und dann weiter - die proletarischen Revolutionen, 1918 kulminierend, ziemlich übergehend - über 1968 in die Gegenwart.

Er unterscheidet, historisch, nun wieder bis zu den Anfängen des „modernen Welt-systems“ zurückgehend, drei große „hegemoniale Zyklen“. In ihnen waren die Vereinigten Niederlande um die Mitte des 17., das Vereinigte Königreich um die Mitte des 19. und die USA um die Mitte des 20. Jahrhundert jeweils die hegemoniale Macht (Wallerstein 2010, 3). Die Hochphase ihrer Hegemonie habe jeweils 25-50 Jahre angedauert. Ein „dreißigjähriger Krieg“ sei jeweils vorausgegangen. Aus ihm heraus gestärkt, habe Hegemonie dann immer auf ökonomischen Vorteilen basiert. Den Niedergang der US-amerikanischen Hegemonie - schon 2004 erscheint in Deutschland Wallersteins Buch über den „Absturz oder Sinkflug des Adlers“ - behandelt er im Anschluss an diesen weit ausholenden Rückblick besonders ausführlich.

Weiter unterscheidet er konkurrierende/dominante politische Strömungen, die sich in der Form, in der er sie skizziert, nach 1848 ausgeprägt haben. Das sind (1) ein aufgeklärter Konservatismus (prototypisch im Vereinigten Königreich), (2) ein zentristischer Liberalismus und (3) die Radikalen, unter denen die „vertikal angelegten“ Strömungen, 1848 und in der Folge, entweder dem Proletariat oder dem Nationalstaat die entscheidende Rolle für umstürzende Veränderungen zuwies. Andere Bewegungen, wie die Frauenbewegung oder minoritäre Bewegungen blieben nachgeordnet. Für 1968, wie auch schon für 1848 spricht er von einer „Weltrevolution“, die die „Geokultur“ verändert habe, auch wenn sie – ebenso wie die 120 Jahre zuvor - mit einer Niederlage endete.<sup>26</sup> Er schreibt:

„Die Weltrevolution von 1968 war ein enormer politischer Erfolg. Die Weltrevolution von 1968 war eine enorme politische Niederlage. Sie stieg wie auf wie Phönix, loderte tatsächlich sehr hell auf dem ganzen Globus und schien dann Mitte der 1970er Jahre fast überall ausgelöscht zu sein. Was ist durch dieses Buschfeuer erreicht worden? Eigentlich ganz schön viel. Der gemäßigte Liberalismus wurde von seiner Position als herrschendes Weltsystem verdrängt. Er war danach nur noch eine Alternative unter anderen. Und die Bewegungen der alten Linken konnten sich nicht länger als Motor irgendeiner Form von grundlegenden Veränderungen präsentieren. Aber der unmittelbare Triumphalismus der Revolutionäre von 1968, befreit von jeglicher Unterordnung unter den gemäßigten Liberalismus, erwies sich als oberflächlich und unhaltbar“ (Wallerstein 2010, 7).

Danach zeichnet er, in der Gegenwart angekommen, für die B-Phase des Kondratjewischen Zyklus, in der wie uns in seiner Sicht gegenwärtig befinden, die Entwicklung und Krise des neoliberalen Projekts und die sich darum abzeichnenden sozialen Konflikte in großen Linien nach. So kommt er über die Neo-Zapatistas, Seattle und Porto Alegre auf der einen und die Reorganisation der herrschenden Eliten über G7 und das World Economic Forum in Davos zu einer Konstellation, die er

---

<sup>26</sup> 1918 liegt aus seinem Blickwinkel wohl in der Zeit des letzten der „dreißigjährigen Kriege“ erfasst nur die europäische „Großregion“ und ist erfolgreich nur an der Peripherie der kapitalistischen Welt. Die Begrenzung auf Europa gilt zwar auch für 1848, aber da ist Europa das Zentrum einer sich gerade herausbildenden imperialen Aufteilung der Welt. Und 1848 setzen sich – wie 120 Jahre später auch – mit der Niederlage der Revolutionen neue Formen der Legitimation und Absicherung von Herrschaft durch.

als „die Schlacht (...) zwischen dem Geist von Davos und dem Geist von Porto Alegre“ bezeichnet. Sie werde „mittelfristig“, also für die kommenden 20 bis 40 Jahre die Auseinandersetzungen kennzeichnen. Das wäre, in meinen Worten, eine Schlacht zwischen den Anhängern einer neoindividualistischen, elitären „Weltanschauung“<sup>27</sup>, wie sie unter den herrschenden Eliten dominiert, und einer entgegengesetzten Auffassung, die die menschliche Lebenswelt wesentlich geprägt sieht durch eine „geteilte Wir-Intentionalität“ gesellschaftlicher Individuen (Thomasello 2009, Martens 2014b), die als einzige Lebewesen auf diesem Planeten zu wirklicher Kooperation und (politisch) zu Solidarität befähigt sind. Es geht in dieser Schlacht, so Wallerstein weiter, um „die Suche (der herrschenden Eliten) nach einem neuen nicht-kapitalistischen System, das dessen schlimmsten Merkmale fortführt – Hierarchie, Ausbeutung, Polarisierung – (...) oder auch „schlimmer ist, als das gegenwärtige (...) oder einem System, „das *relativ* demokratisch und *relativ* egalitär ist“ (Wallerstein 2014, 620f, Hervorhebungen H. M.).

Wenn Wallerstein hier von „Schlacht“ spricht, dann ist das natürlich eine Metapher für absehbare weitere soziale und politische Konflikte, wie sie sich seit dem Beginn der sozialen Protestbewegungen von 2011 ff. entwickelt haben (vgl. Roth 2012, Martens 2015e), und zu Recht betont er, es sei offen, wie diese Schlacht ausgehe. Man mag sich hier an Pöhlers Überlegungen zur Theorie des sozialen Konflikts, oder auch nur an Webers These von der Strukturbildenden Funktion von Konflikten erinnern. Jedenfalls können wissenschaftliche Analysen hier nur so weit führen, jeweilige Konfliktbedingungen möglichst genau, also verschiedene Disziplinbezüge durchschreitend, herauszuarbeiten. Die Frage nach neuen Strukturbildungen und Vergesellschaftungsformen bleibt notwendigerweise eine offene, immer erst durch neue empirische Forschung zu klärende Frage. Nimmt man aber in diesem Zusammenhang die, ökonomisch wie soziologisch wohl begründete, Refeudalisierungsthese ernst und prüft sie auch im Blick auf ihre politische Dimension hin, dann wird man nicht übersehen können, dass in unseren Zeiten tiefgreifender gesellschaftlicher Umbrüche letztlich das demokratische Projekt der Moderne in Auseinandersetzungen „zwischen Elitenherrschaft und radikaler Demokratie“ (Martens 2015a) selbst der Einsatz ist, um den es angesichts neu aufbrechender, in ihrem Ausgang offener Konflikte geht.

Zur Charakterisierung der Offenheit der kommenden politischen Auseinandersetzungen wählt Wallerstein die Metapher des Schmetterlings, der in seinem Bild nicht einen Orkan sondern einen Klimawandel herbeiführen kann. Für die antisystemischen Bewegungen sei derzeit strittig, ob von einer strukturellen Krise des Kapitalismus auszugehen, oder ob der Schwerpunkt auf kurz- oder mittelfristig anzulegende Aktivitäten zu legen sei. Ferner seien alle früher für die globale Linke immer strittigen Fra-

---

<sup>27</sup> Es sei hier daran erinnert, dass die Mont Pèlerin Society 1947 als internationale Akademie und *Weltanschauungsgemeinschaft* gegründet wurde. Wallerstein (2010, 14) unterscheidet auf ihrer Seite zwischen einer radikal elitären Strömung, ganz im Geist des frühen Neoliberalismus der 1920er Jahre, und einer zweiten, die stark leistungsorientiert denkt und Herrschaft durch weniger repressive Formen aufrechtzuerhalten sucht.

gen weiter offen, also (1) die nach der „Rolle des Staates“, (2) die nach einem „führenden historischen Akteur“ und (3) der Streit zwischen „Vertikalisten und Horizontalisten“.<sup>28</sup> Interessant ist schließlich auch die These, dass es heute auf eine Orientierung ankomme, die darauf ziele „die Pein zu minimieren“, was das System noch nicht verändere, und dass sich dann die Frontlinien für die mittelfristig zu entscheidende „Schlacht“ ergäben. Ferner auch die Auffassung, dass es nur relative Veränderungen geben werde, jedoch „niemals eine völlig eingeebnete Welt“ (a. a. O. 621), in diesem Sinne aber immerhin „einen *möglichen* Fortschritt“.

Aus meiner Sicht sind diese schon in dem Aufsatz von Wallerstein selbst eher holzschnittartig formulierten Thesen, die hier natürlich nochmals vereinfacht wiedergegeben sind<sup>29</sup>, vor allem aus zwei Gründen nützlich und anregend: Zum einen wird eine überzeugende, verdichtet interpretierende Darstellung der Herausbildung eines Weltsystems etwa seit dem Imperial-Werden europäischer Großmächte und der darüber forciert ermöglichten „ursprünglichen Akkumulation“ vorgelegt. Man sagen kann: hier wird Geschichte nicht im Sinne einer hegelmарxistischen Geschichtsmetaphysik als ein, einer inneren Logik auf ihren dialektischen Umschlagspunkt hin folgender, autologischer Prozess, skizziert, sondern als ein offener, aber auf uns heutige hin gewordener und damit doch spezifisch gerichteter Prozess.<sup>30</sup> Das sind sehr mutig gezeichnete „große Linien“, also auch Vereinfachungen, die aber einige Überzeugungskraft entfalten. Zum anderen ist diese historische Darstellung, die an keiner Stelle vertiefende wissenschaftliche oder philosophische Reflexionen bemüht, so gehalten, dass

---

<sup>28</sup> Ebenfalls schon 2010 führt er dazu aus: „Die einen (im Lager des Geistes von Porto Alegre H. M.) erhoffen sich eine höchst dezentralisierte Welt, in der eine vernünftige langfristige Ressourcenverteilung dem ökonomischen Wachstum vorgezogen wird und in der Innovationen möglich sind, ohne ein abgeschottetes Expertentum zu schaffen. (...Die anderen haben) schon immer stärker auf eine Transformation von oben gesetzt, durch Kader und Spezialisten, die sich für aufgeklärter als die übrigen halten. Statt größerer Dezentralisierung streben sie ein noch stärker koordiniertes und integriertes Weltsystem an, eine formale Gleichheit ohne wirkliche Erneuerung und ohne die Geduld, einen tatsächlich universellen, aber vielfältigen Universalismus herauszubilden“ (Wallerstein 2010, 14f).

<sup>29</sup> Ich sehe in Wallersteins an Marx anschließenden politökonomischen Analysen die großen Linien der Entwicklung eines Weltsystems, beginnend mit der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals im 16. Jahrhundert, bis in unsere Gegenwart nachzeichnen (zuletzt Wallerstein 2010 und 2014), bieten, einen grob orientierenden, sehr hilfreichen „Blick von oben“ über verschiedene historische Epochen hinweg. Es ist hilfreich, wenn auch nicht ausreichend, aus dieser Perspektive auf die gegenwärtigen sozialen Konflikte und die in ihnen sichtbar werdenden neuen Potentiale der „lebendigen Arbeitsvermögen“ und „politischen Urteilsfähigkeit“ in der „Menge der Vielen“ zu blicken.

<sup>30</sup> Diese Formulierung verwende ich in Anlehnung an Arendt (1978/79, 206), die bekanntlich eine scharfe Kritikerin jeglicher hegelmарxistischen Geschichtsmetaphysik gewesen ist, dabei aber sehr wohl diesen, aus meiner Sicht existenzialistischen Blick auf eine für uns prinzipiell erkennbare – und im Zuge des Fortschreitens immer besserer wissenschaftlicher Erkenntnismöglichkeiten und Erkenntnisse auch besser erkannten – Geschichte fordert, durch den wir uns als künstlerisch (darauf bezieht sich das Zitat auf das ich anspiele) oder politisch befähigte Wesen geschichtlichen Herausforderungen stellen können.

sie ihre Leser unvermeidlich auf solche Fragen stößt. Aus meiner Sicht drängen sich vor allem die folgenden Fragen geradezu auf:

- In Wallersteins Skizze spielt das Denken der diversen Marxismen theoretisch keine herausgehobene Rolle. Damit meine ich: so sehr für ihn, ähnlich wie für Zinn, ein an Marx anschließendes Verständnis der Herausbildung und Geschichte eines kapitalistischen Weltsystems und seiner ökonomischen Funktionsmechanismen kennzeichnend ist, in dem „die Kunst die Völker zu plündern, ohne sie zugleich zum Aufstand zu treiben“ - so der französische Aufklärer Condorcet (1976) – bei der Etablierung der verschiedenen „hegemonialen Zyklen“ ihre Rolle spielen, so wenig denkt er in hegelmарxistischer Tradition. Und ebenso wenig setzt er auf ein durch diesen historischen Prozess „an sich“ konstituiertes historisches Subjekt.<sup>31</sup> Dezidiert wird das im Schlussabsatz des Aufsatzes von 2010 formuliert. Es heißt da: „Und schließlich dürfen wir uns in keiner Weise dem Gefühl hingeben, die Geschichte sei auf unserer Seite, die gute Gesellschaft werde so oder so kommen. Die Geschichte ist auf der Seite von niemandem“ (a. a. O. 16).
- Indem die Französische Revolution als zentraler Einschnitt behauptet wird, gewinnt, anders als in den seit 1918 zur Herrschaft gelangten marxistischen Strömungen, der mit ihr eingeleitete Epochenbruch im Zeichen einer „neuen Ordnung der Dinge“ und unter Betonung der demokratische Frage besonderes Gewicht. Die Forderung nach Brüderlichkeit, besser Geschwisterlichkeit - oder Solidarität, wie Zinn als Übersetzung vorschlägt - der Menschen als empathiefähiger Wesen und die nach ihrer Gleichheit ordnen sich der Demokratiefrage zu. Im Blick auf das mit der amerikanischen und der französischen Revolution praktisch begonnene demokratische Projekt der Moderne, so könnte man im Anschluss daran sagen, ist die Demokratie, jedenfalls als Lebensform, und nicht der Sozialismus „das Einfache, das schwer zu machen ist“ (Brecht).<sup>32</sup>
- Interessanter Weise spricht Wallerstein zumeist von herrschenden Eliten und nicht von Klassen. Während z.B. Azzellini (2014,508ff) in seiner Analyse der neuen sozialen Protestbewegungen von der „Rückkehr der Klasse“ spricht – womit die Frage offen bleibt, ob er die neu aufbrechenden Konflikte dann auch in marxistischer Tradition als Klassenkämpfe interpretiert -, ist Wallerstein hier in dem Umgang mit der „Nicht-Klasse des Proletariats“ bei Marx – so Jacques Rancière (2002) - vorsichtiger.

Sehr zurückhaltend formuliert sind schließlich die Erwartungen an einen „*möglichen Fortschritt*“ in Gestalt *relativ* egalitärer und *relativ* demokratischer Verhältnisse. Wall-

---

<sup>31</sup> Zu meiner in diesem Punkt an A. Schmidt (1977) angelehnten Interpretation der Position von Marx selbst vgl. Martens 2014c.

<sup>32</sup> Vgl. ausführlich zu dieser Position meine Argumentation in Martens 2015a.

erstens Formulierungen verweisen auf all die Fragen – und die mehr oder weniger vorläufigen Antworten großer DenkerInnen auf sie -, die mich in den letzten Jahren zentral beschäftigt haben:

- Das ist einmal die Problemstellung des mit der Herausbildung dieses Weltsystems verknüpften zivilisatorischen Prozesses, den Norbert Elias gewissermaßen „von oben“ her betrachtet hat und zu der Michel Foucault – beginnend mit der neuen „Ordnung der Dinge“ seit der Zeit der französischen Revolution im Blick „von unten“ Fragen der Selbstunterwerfung der Beherrschten, aber auch Möglichkeiten ihrer Ent-Unterwerfung ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt hat (Martens 2014a).
- Das ist weiter die Frage nach einem realistischen Bild unserer menschlichen Potentiale zur Herstellung egalitärer und demokratischer Verhältnisse, die die radikalen französischen Aufklärer als Herausforderung zu einem „klarsichtige(n) und gelassene(n) Erkennen unseres Platzes in der Natur als hochintelligente, emphatisch veranlagte Primaten“ thematisiert haben (Blom 2010, 18, Martens 2014d). Eine Frage, an die in der Tradition der europäischen Aufklärung DenkerInnen wie Helmuth Plessner oder Hannah Arendt angeschlossen haben (Martens 2013 und 2014a). Zu ihr geben uns heute zum einen neuere Ergebnisse anthropologischer Forschung und grundlagentheoretischer Forschung zur Entwicklung menschlicher Sprachfähigkeit (Tomasello 2011) neue Aufschlüsse.<sup>33</sup> Zum anderen liefert die aktuelle empirische Arbeitsforschung im Hinblick auf eine im Zeichen ihrer Digitalisierung fortschreitend subjektivierete, flexibilisierte und weitergehend entgrenzte Arbeit vielfältige Argumente dafür, dass die Potentiale für eine weitergehende Demokratisierung von Arbeit, Wirtschaft und Gesellschaft noch nie so groß waren wie heute.
- Weiter verknüpfen sich für mich mit Wallersteins Akzentsetzung auf den Elitenbegriff Herausforderungen zu einer neuerlichen grundlegenden Auseinandersetzung mit demokratiethoretisch Fragen, etwa in Auseinandersetzung mit Plessner und Arendt (Martens 2015a). Und mit seiner Betonung der demokratischen Frage an Stelle der Akzentsetzung auf die Frage des Eigentums sehe ich mich mit eigenen Überlegungen zu „alter und neuer Wirtschaftsdemokratie“ (Martens 2015b) bestätigt.

---

<sup>33</sup> Zur neueren Diskussion der Arbeiten Tomasellos siehe auch Martens 2014b. Gruens jüngster Beitrag zur Debatte um einen streitbaren Pazifismus weist enge Bezüge zu entsprechenden anthropologischen Grundpositionen auf, die alle an die Fragen des „vergessenen Erbes“ (Blom 2011) der radikalen französischen Aufklärung anschließen. Sein Aufsatz endet mit den Worten: „Wenn wir Liebe als Fürsorgeverhalten mit Überlebensvorteil definieren, dann ist Liebe ein entscheidendes Merkmal unserer Evolution. Es ist unsere Aufgabe, diese Interaktion zu unterstützen. Nicht Profit, Eigenvorteil und Größe, sondern Empathie und Kooperation führen uns in eine Zivilisation, die menschlicher ist als die gegenwärtige“ (Gruen 2015, 126)

- Schließlich fügen sich Wallersteins vorsichtige – gemessen an älteren marxistischen Diskursen ausgesprochen verhaltene – Erwartungen an die Chancen auf so etwas wie sozialen Fortschritt gut in meine eigenen, hier an Enzensberger (2002) anschließenden Überlegungen zum technisch-wissenschaftlichen und sozialen Fortschritt (Martens 2015c).

Zu allen diesen Fragen, die Wallerstein in einem kurzen Aufsatz selbstredend nicht behandeln kann, zu denen er sich aber, offenkundig von alten Wunsch- und Glaubensvorstellungen verabschiedet hat, finden sich orientierende Teilantworten in den grundlagentheoretischen und z. T. philosophischen Debatten, die mit den oben genannten Stichpunkten und AutorInnen angesprochen sind. Ich habe seinen Aufsatz von 2014 nicht zuletzt deshalb am Schluss meiner Überlegungen zu denkbaren weitergehenden Transformationsprozessen so ausführlich gewürdigt, weil er mich darin bestätigt, dass ich mit meinen eigenen theoretischen Arbeiten – intensiviert insbesondere nach dem Ende meiner Erwerbsbiographie - nicht so schlecht liege.

## 5. Zusammenfassung

Die Sozialwissenschaften haben es mit überaus komplexen und – im Unterschied zu den Naturwissenschaften ausgesprochen flüchtigen - sozialen Prozessen und Prozessstrukturen zu tun. Ihr Gegenstand sind subjektiv-objektiv konstituierte soziale Verhältnisse, die von den Menschen, die sie in ihrem Handeln herstellen, zugleich aber auch durch sie bedingt werden und sie so reproduzieren, immer schon interpretiert werden. Er ist mithin durch kulturelle Normsetzungen geprägt. Wissenschaftlich lässt er sich im Wesentlichen nur im Wege der Beobachtung mittels unterschiedlicher Instrumente erfassen. Laboruntersuchungen spielen nur in Grenzbereichen eine Rolle - etwa zur anthropologischen Forschung, wenn es um Grundlagenfragen der Genese menschlichen Sozialverhaltens geht. Wie in allen Wissenschaften ist sozialwissenschaftlicher Fortschritt wesentlich durch Theorie- und Methodenentwicklung bestimmt, und er vollzieht sich als kumulativer Erkenntnisprozess. Dabei führen die Komplexität und Flüchtigkeit der im Laufe der Entwicklung spezialdisziplinär ausdifferenzierten Gegenstandsbereiche - und nicht zu vergessen der Umstand, dass sie immer schon interpretierte Aspekte einer sozialen Wirklichkeit sind, in der Werte und Interessen mit konstitutiv sind – dazu, dass in den Sozialwissenschaften unterschiedliche theoretische Erklärungsmodelle konkurrieren und ihre jeweiligen Konjunkturen haben.

Schon die Analyse und Erklärung dessen was ist, ist also immer wieder strittig. Noch komplizierter wird die Angelegenheit dort, wo es um Prognosen geht. Doch in Zeiten großer Umbrüche wird der für die Sozialwissenschaften schwierige Blick nach vorne wichtig. Der Allerdings ist nur aussichtsreich, wenn er von gut fundierten Analysen der Gegenwart ausgeht. Unter Bezugnahme auf einige ausgewählte Autoren habe ich gezeigt, dass entsprechend fundierte Analysen, wie auch der Blick nach vorne einerseits Distanz gegenüber dem Getümmel der Gegenwart und andererseits multi-

disziplinäre Zugriffe vereinigen müssen. Distanz heißt, wie Zinn, und ähnlich Elias betont haben, die Einnahme eines Beobachtungstandpunktes, der einen weiten historischen Blick ermöglicht. Angemessene Komplexität theoretischer Modelle ist eine Forderung, die aus den steckengebliebenen konfliktsoziologischen Arbeiten der 1970er Jahre folgt, und Interdisziplinarität im Blick auf die sozialwissenschaftlichen Spezialdisziplinen folgt aus Wallersteins Fazit nach deren wissenssoziologischer Analyse. Völlig zu Recht hat er deshalb dazu aufgefordert die die spezialdisziplinären Selbstbeschränkungen der Sozialwissenschaften „kaputtzudenken“.

Der Gegenstand der Sozialwissenschaften ist hoch komplex und flüchtig, und bedeutende Ereignisse, durch die hindurch sich historische Prozesse entwickeln sind gewiss auch von Zufälligkeiten beeinflusst. Doch es gibt so etwas wie Gesetzmäßigkeiten, Regelmäßigkeiten, systemisch interpretierbare Autologiken in den gesellschaftlichen Entwicklungen, wie sie Elias, am Beispiel des „furor hegemonialis“ in Bezug auf den im ganzen ungeplanten Prozess menschlicher Zivilisation betont, oder wie sie Zinn, im Rückgriff auf Marx, im Hinblick auf einzelne ökonomische Formationen hervorhebt. Bedauerlicherweise sprechen unser akkumuliertes wissenschaftliches Wissen und unsere Erfahrungen dafür, dass solche Regelmäßigkeiten nicht quasi im Selbstlauf zu einem neuen „ewigen Frieden“ oder, wie die berühmte „invisible hand“, zu stets neuer Selbststabilisierung einer bestimmten ökonomischen Formation tendieren. Wissenschaftliche Arbeit wird sich hier mit keiner neuen „gläubigen Zuversicht“ (Safranski 1999, 330) zufrieden geben können. Und betrüblicherweise sind nicht nur die Ökonomie, sondern vielmehr die Sozialwissenschaften insgesamt in ihrem Mainstream nicht in einer Verfassung, die hier überzeugende Angebote versprechen könnten. Die Urteile kompetenter Beobachter sind jedenfalls ausgesprochen kritisch.

Außerdem vollziehen sich gesellschaftliche Veränderungen nicht autopoietisch, gewissermaßen aus eigener Kraft, wie die Systemtheorie suggeriert hat (kritisch Martens 2013, 165-181), sondern sie entfalten sich immer noch stets als Ergebnis des politischen Handelns und Zusammenhandelns von Menschen – und Elias weist im Blick auf den Fokus seiner Überlegungen zur Institution des Krieges zurecht darauf hin, dass es „ein wenig erschreckend“ sei, hier in der Geschichte zwischenstaatlicher Beziehungen die Wiederholung der immer gleichen Handlungsmuster beobachten zu müssen. Das gilt auch angesichts der gegenwärtigen „Rückkehr der Geopolitik“. Zur Beurteilung des jeweiligen, von Spezialinteressen geleiteten Handelns von Herrschaftseliten scheint so noch immer Joachim Schumachers Formulierung von 1937 zuzutreffen. Ihr zufolge sind es die herrschenden Eliten selbst, die, wenn sie unter den Beherrschten die Angst vor dem Chaos schüren, selbst solches Chaos fortschreitend selbst herbeiführen. Dass ich damit keinerlei kurzschlüssige historische Vergleiche intendiere, versteht sich von selbst. Worum es aber geht, ist eine schlüssige – und aus meiner Sicht eben die überzeugendste - Erklärung des Umstands, auf den ich im ersten Satz dieses Aufsatzes hingewiesen habe, nämlich, dass unsere Welt wieder einmal „aus den Fugen“ zu geraten beginnt.



Wenn in solcher Lage die herrschende Politik des „Weiter –so“ augenscheinlich in Sackgassen führt und wachsende Risiken produziert, stellt sich die Frage nach alternativen Entwicklungsmöglichkeiten. Sie lässt sich nicht vom „grünen Tisch“ aus beantworten. Hier geht es vielmehr um tentative Versuchsprozesse – aber eben auch um Fragen wie die, ob die immer erst im Ergebnis katastrophaler Erfahrungen des Scheiterns möglich sind und ob sie heute, um die Aussichten auf Erfolg zu erhöhen in höherem Maße als in der Vergangenheit Elemente von Planung und Gestaltung sozialer Prozesse einschließen müssten und wie man sich solche vorstellen könnte.

Die in diesem Aufsatz umrissenen Alternativen im Blick auf gesellschaftliche Transformationsprozesse, die Zinn oder Wallerstein, oder auch Elias zu Zeiten seiner Überlegungen, aufzeigen, sind unterschiedlich. Wesentliche Gemeinsamkeiten sind allerdings: (1) eine wohlbegründete Skepsis hinsichtlich unserer Fähigkeit, mit den Herausforderungen der Zeit angemessen umzugehen (2) der Hinweis darauf, dass wir an einem Punkt unserer geschichtlichen Entwicklung angekommen sind, an dem eine erfolgreiche Fortsetzung des bislang ungeplanten zivilisatorischen Prozesses erstmals in stärkerem Maße auch - neben selbstverständlich weiter fortwirkenden, auch sinnvollen, zufälligen Steuerungen etwa durch den Markt – planender Eingriffe, jedenfalls im Sinne vorausschauender Rahmensetzungen für Märkte, aber wohl auch gezielter Eingriffe in sie, bedarf sowie (3) die Entfaltung unterschiedlich begründeter und unterschiedlich weit entwickelter Argumentationen, die dahingehen, eine größere Egalität zu fordern. Zu den teils ökonomisch wohl fundierten (Zinn), teils stärker normativen Argumenten, die bei Zinn auch mit anthropologischen Überlegungen unterlegt werden, fehlt allerdings bei den Autoren, auf die ich mich hier aus gegebenem Anlass und bewusst selektiv bezogen habe, die Entfaltung der politischen Dimension. Zwar werden die Gefahren neuer oligarchischer oder autoritärer Lösungen, bzw. des Umkippen der Demokratie in neue autoritäre Herrschaftsformen betont, die daran anschließenden Fragen „zwischen Elitenherrschaft und radikaler Demokratie“ (Martens 2015a) werden aber nicht mehr systematisch diskutiert. Es gilt aber, diese Diskussion zu führen und gedanklich zuzuspitzen. Erst dann wird sichtbar, wie sehr in den sozialen Konflikten, die kommen werden, das demokratische Projekt der Moderne selbst der Einsatz ist, um den gekämpft werden wird.

## Literatur:

- Arendt, H.:1974), Über die Revolution, München-Zürich
- (1979/98): Vom Leben des Geistes, München-Zürich
  - (1993): Was ist Politik, Fragmente aus dem Nachlass, herausgegeben von U. Ludz, München Zürich
  - (2003): Denktagebuch (Hg. Von U. Ludz u. I. Nordmann), 2 Bände, Zürich
- Arrighi, G.; Hopkins, T. K.; Wallerstein, I. (1989): Antisystemic Movements. London-New York
- Azzelini, D. (2014): Ein Epochenbruch. Die neuen globalen Proteste zwischen Organisation und Bewegung, in PROKLA, Heft 177, Jg: 2014, Nr. 2, S. 495-512
- Bickes, H.; Butulussi, E.; Otten, T.; Schendel, J.; Sdroulia, A.; Steinhoff, A. (2012): Die Dynamik der Konstruktion von Differenz und Feindseligkeit am Beispiel der Finanzkrise

- Griechenlands. Hört beim Geld die Freundschaft auf? Kritisch-diskursanalytische Untersuchungen der Berichterstattung ausgewählter deutscher und griechischer Medien, München
- Bischoff, J.; Radker, B.; Troost, A. (2015): Industrie der Zukunft? Wertschöpfung zwischen De-Industrialisierung und vierter industrieller revolution. Supplement der Zeitschrift Sozialismus 6/2015
- Bischoff, J., Müller, B. (2014): Pikettys ‚Kapital im 21. Jahrhundert. Der moderne Kapitalismus = eine oligarchische Gesellschaft?, Supplement der Zeitschrift Sozialismus 9/2014
- Blom, P. (2010): Böse Philosophen. Ein Salon in Paris und das vergessene Erbe der Aufklärung, München
- Bourdieu (1997): Das Elend der Welt, Konstanz
- Butterwegge; C. (2014): Krise und Zukunft des Sozialstaates, (5. Aktualisierte Auflage), Wiesbaden
- Condorcet, M. J. (1976): Entwurf einer historischen Darstellung der Entwicklung des menschlichen Geistes, Frankfurt am Main
- Coser, L. A. (1965): Theorie sozialer Konflikte, Neuwied/Berlin
- (1967): Sozialer Konflikt und Theorie sozialen Wandels, in: Hartmann, H.,(Hg.) Moderne amerikanische Soziologie, Stuttgart
- Crouch; C. (2008): Postdemokratie, Frankfurt am Main
- (2011): Das befremdliche Überleben des Neoliberalismus, Frankfurt am Main
- Crouch, C.; Pizzorno (1978): The Resurgence of Class Conflict in Western Europe since 1968, 2 Bände, London/Basingtake
- Dahrendorf, R. (1957): Soziale Klassen und Klassenkonflikt, Stuttgart
- (1961) Gesellschaft und Freiheit, München
  - (1967) Pfade aus Utopia. Arbeiten zur Theorie und Methode der Soziologie, München
- Elias, N. (1969/80): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 7. Auflage, Frankfurt am Main
- (1985): Humana conditio. Beobachtungen zur Entwicklung der Menschheit am 40. Jahrestag eines Kriegsendes (8. Mai 1945), Frankfurt am Main
- Enzensberger, H. M. (2002): Die Elixiere der Wissenschaft. Seitenblicke in Poesie und Prosa, Frankfurt am Main
- Ferber, C. v. (1970): Die Gewalt in der Politik. Auseinandersetzungen mit Max Weber, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz
- Fischer, J. (2015): Die Rückkehr der Geopolitik, in SZ, 9-11. 2015
- Fischer, W.(1982):Armut in der Geschichte. Erscheinungsformen und Lösungsversuche der ‚Sozialen Frage‘ in Europa seit dem Mittelalter, Göttingen
- FNPA (2015): Nationale europäische Gewerkschaften in Zeiten der Eurokrise - Entwicklungstendenzen und Strategien im Vergleich, Jahrestagung Berlin 2015, www.FNPA.de
- Foucault; M. (1971): Die Ordnung der Dinge, Frankfurt am Main
- Freeland; C. (2013): Die Superreichen. Aufstieg und Herrschaft einer neuen globalen Geldelite; Frankfurt am Mai
- Gruen, A. (2015): Wie Frieden? in: Käßmann, M.; Wecker, K. (Hg.) Entrüstet Euch. Warum Pazifismus für uns das Gebot der Stunde bleibt, Gütersloh
- Habermas, J. (1962): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchung zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt am Main
- (2013): Bohrungen an der Quelle des objektiven Geistes. Hegelpreis für Michael Tomasello, in: ders. (2013 ):Im Sog der Technokratie, Berlin, S. 166-173
  - (2015): Sand im Getriebe. Nicht Banken, sondern Bürger müssen über Europa entscheiden, in SZ 23. 06. 2015
- Habermas, J.; Friedeburg, L. v.; Oehler, C.; Wetz, F. (1961) Student und Politik, Neuwied
- Hegel F. W. (1934) Wissenschaft von der Logik Bd. I u.II, hrsg. von G. Lasson, Leipzig
- Huber, B. (2010): Kurswechsel für Deutschland. Lehren aus der Krise. Frankfurt/New York
- IG Metall Vorstand (2013):Ökonomie, Ökologie, Soziales Europa. Kurswechselkongress Berlin 5.-7. Dezember 2012, Frankfurt am Main

- Klofáč, T; Tlustý, V: „Die soziologische Theorie des Konflikts und die dialektische Theorie der Widersprüche“, in: Soziale Welt 16, S. 309–318, 1965,
- Krugman, P. (2009): Die neue Weltwirtschaftskrise, Frankfurt/New York
- Lehndorff, S. (2012): Ein Triumph gescheiterter Ideen. Warum Europa tief in der Krise steckt – Zehn Länderfallstudien, Hamburg
- Lepsius, M. R. (2003): „Die Soziologie ist eine Dauerkrise. Gespräch mit Georg Vobruba“, in: Soziologie, Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 32.Jg. Heft 3, S.20-30.
- Lepsius, M. R. (2008): Blicke zurück und nach vorne: M.- Rainer Lepsius um Gespräch mit Adalbert Hepp und Martina Löw. In: Hepp, A.; Löw, M.- (Hg.) M. R. Lepsius. Soziologie als Profession,
- Lutz, B. (1996): Die gegenwärtige Lage der westlichen Industrienationen und der Zusammenbruch des Staatssozialismus – eine Replik auf Dieter Klein, in: Kollmorgen, R.; Reißig, R.; Weiß, J., (Hg.): Sozialer Wandel und Akteure in Ostdeutschland, Opladen, S.41-55
- Martens, H. (1994): Der konfliktsoziologische Ansatz der Sozialforschungsstelle bei ihrer Neugründung 1972, in: Krahn, K.; Peter, G.; Skrotzki, R. (HZg.): Immer auf den Punkt. Beiträge zur Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung, Arbeitspolitik. Willi Pöhler zum 60. Geburtstag, Dortmund
- (2005/2015): Zum sozialen Konflikt gestern und heute -Krisen und neu aufscheinende Konflikte in Zeiten eines neoliberalen Einheitsdenkens, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de), Texte zum Download
  - (2013): Anschlussfähigkeit oder politische Subjektivierung. Zur grundlagentheoretischen Fundierung anwendungsorientierter Arbeitsforschung. Eine auch persönliche Bilanz, Münster
  - (2014a): Politische Subjektivierung und neues zivilisatorisches Modell. Plessner, Elias, Arendt, Rancière und Foucault zusammen- und weiterdenken, Münster
  - (2014b): Am Anfang steht die Handlung – am Ende ein „losgelassener Verzehungsprozess“? Die Krise des demokratischen Projekts der Moderne im Licht von Michael Tomasello Konzept der geteilten Intentionalität. [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de) (Texte zum Download. Wissenschaftliche Texte. Philosophische Texte)
  - (2014c): „Absolute Bewegung des Werdens“ oder losgelassene Verzehungsprozesse?, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de) (Texte zum Download. Wissenschaftliche Texte. Philosophische Texte)
  - (2014d); Denis Diderot und das vergessene Erbe der Aufklärung. Die radikale Aufklärung als Inspiration und Warnung angesichts der Träume der westlichen Zivilisation, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de) (Texte zum Download. Wissenschaftliche Texte. Philosophische Texte)
  - (2015a): Zwischen Elitenherrschaft und radikaler Demokratie. [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de) (Texte zum Download. Wissenschaftliche Texte. Essays)
  - (2015b): Alte und neue Wirtschaftsdemokratie, in: Sozialismus 2/2014, S. 44-48
  - (2015c) „Die Elixiere der Wissenschaft“ – Reflexionen über wissenschaftlichen und sozialen Fortschritt. [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de) (Texte zum Download. Wissenschaftliche Texte. Essays)
  - (2015d): Europakrise – Die Grenzen des Habermasschen Vorstoßes und die weitergehenden Engführungen seiner Kritiker - oder: ohne politökonomische Fundierung muss die kurzatmige Habermaskritik in Dilemmata enden (im Erscheinen)
  - (2015e): Europakrise und neuer Protestzyklus – Impuls auch zur Erneuerung der Gewerkschaften?, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de) (Texte zum Dowlowload, wissenschaftliche Texte. Gewerkschaften)
- Martens, H. ; Dechmann, U. (2010) Am Ende der Deutschland AG. Standortkonflikte im Kontext einer neuen Politik der Arbeit, Münster
- Martens, H.; Peter, G.; Wolf, F. O. (1984): Arbeit und Technik in der Krise. Gewerkschaftliche Politik und alternative Bewegung, sfs Reihe Beiträge aus der Forschung Bd. 2 (1984)
- Marx, K., (1939/1941): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Moskau, Fotomechanischer Nachdruck o. J. Frankfurt/Wien

- Neckel, S. (2010): Refeudalisierung der Ökonomie . Zur Strukturierung der kapitalistischen Wirtschaft, MPIfG Working Paper 10/6, 2010
- Neckel, S. (2013): „Refeudalisierung“ - Systematik und Aktualität eines Begriffs der Habermas'schen Gesellschaftsanalyse, in: Leviathan 1/2013, S. 39-55
- Piketty, T. (2014): Das Kapital im 21. Jahrhundert, München
- Pirker, T. (1978)=: Von der Mitbestimmungsforschung zur Partizipationsforschung, in: Bolte, K. M. (Hg.): Materialien aus der soziologischen Forschung. Verhandlungen des 18. Soziologentages vom 28. September bis 1. Oktober 1976 in Bielefeld, Darmstadt und Neuwied, S. 20-40
- Plessner, H. (1981/62): Die Emanzipation der Macht, in: Gesammelte Schriften V, Frankfurt am Main, S.
- (1983/1946): Mensch und Tier, in: ders.: Gesammelte Schriften VIII, Frankfurt am Main S.52- 56
- Pöhler, W. (1970): Der Soziale Konflikt als Hauptaspekt industriesoziologischer Forschung, Dortmund, veröffentlicht in: Georg, A.; Martens, H.; Müller, K.; Peter, G. (Hg.): Arbeit und sozialer Konflikt, sfs-Dortmund, Beiträge aus der Forschung Bd. 165, S. 158-164
- (1976): Zur Theorie des sozialen Konflikts, Dortmund (unveröffentlichtes Manuskript)
- Pöhler, W.; Neuloh, O (1977): Zur Theorie des sozialen Konflikts, in: Neuloh, O. (Hg.) (1977): Soziale Innovation und sozialer Konflikt, Göttingen, S. 31-40
- PROKLA-Redaktion (2014); Editorial: Globale Proteste zwischen Organisation und Bewegung, in: PROKLA, Heft 177, Jg: 2014, Nr. 2, S.466-474
- Rancière, J. (2002): Das Unvernehmen, Frankfurt am Main
- Rehberg, K.-S.(1996b):Norbert Elias – ein etablierter Außenseiter, in: ders. (Hg.) Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes, Frankfurt am Main, S. 17-39
- (2011): „Klassengesellschaftlichkeit“ nach dem Ende der Klassengesellschaft?, in: Berliner Journal für Soziologie, 1/2011, S. 7 – 21
- Rehder, B. (2015): Das Deutsche Modell von industriellen Beziehungen im Spannungsverhältnis von Konflikt und Kooperation. Vortrag auf dem Kolloquium der Hans-Böckler-Stiftung“Konfliktpartnerschaft – Perspektiven eines Konzepts, Bochum 20. 112. 2015 (Mitschrift, Tagungsdokumentation in Vorbereitung)
- Reichert, J. (1999): Über das Problem der Gültigkeit von Qualitativer Sozialforschung, in: Hitzler, R.; Reichert, J.; Schröer, N. (Hg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation, Konstanz
- Saez, E.; Zucman, G. (2014): The Distribution of US Wealth, Capital income and Returns sinc1 1913, März, online: <http://Gabriel-zucman.eu/files/SaezZucman2014Slides.pdf>
- Safranski, R. (1999): Das Böse oder das Drama der Freiheit, Frankfurt am Main
- Scholz, D.; Glawe, H; Paust-Lassen, P.; Martens, H.; Peter, G.; Reitzig, J.; Wolf, F. O. (2006): Turnaround? Strategien für eine neue Politik der Arbeit. Herausforderungen an Gewerkschaften und Wissenschaft, Münster
- Schirmacher, F.- (2013): Ego – Spiel des Lebens, München
- Schmidt, A. (1971/65): Zum Verhältnis von Geschichte und Natur im dialektischen Materialismus, in: ders: Der Begriff der Natur in der Lehre von Karl Marx, überarbeitete, ergänzte und mit einem Postscriptum versehene Neuauflage, Frankfurt 1971
- (1977):Schopenhauer und der Materialismus, in: ders.: Drei Studien über Materialismus., München Wien, S. 21-79
  - Simmel, G. (1968). Der Streit, in: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin
- Solty, I. (2016): Donald Trump – ein amerikanischer Faschist? Legitimationskrise, Repräsentationskrise und rechter Populismus in den USA, in: Sozialismus, Heft 1/2016,. S. 2-7
- Srubar, I. (1996): Zyklus und Wende. Zur Verortung der Transformation postsozialistischer Länder im Prozess europäischer Modernisierung, in Hodenius, B.; Schmidt, G. (Hg.) S, 23-38
- Tomasello M. (2011): Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation, Frankfurt a. M.
- Twain; M., Warner, C. D.; neu herausgegeben von Jürgens D. (2010). Das vergoldete Zeitalter. Eine Geschichte von heute. (Books on Demand)

- Vogl, J. (2010): Das Gespenst des Kapitals, Zürich
- Wallerstein, I. (1995): Die Sozialwissenschaften „kaputtdenken“. Die Grenzen der Paradigmen des 19. Jahrhunderts, Weinheim
- (2004): Absturz oder Sinkflug des Adlers? Der Niedergang der amerikanischen Macht, Hamburg
  - (2010) Krise des kapitalistischen Systems – und was jetzt?, in: Wallerstein, I.; Müller, H. (2010): Systemkrise und was jetzt, Supplement der Zeitschrift Sozialismus 4/2010, S. 1-16
  - (2014): Vergangenheit und Zukunft der Globalen Linken, in: PROKLA, Heft 177, Jg: 2014, Nr. 2, S. 601-621
- Weber, M. (1922): Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen
- Weizsäcker, E. U. v.; Hargroves, K.; Smith, M. (2010): Faktor Fünf. Die Formel für nachhaltiges Wachstum, München
- Wesche, T. (2014): Demokratie und ihr Eigentum. Von der Marktwirtschaft zur Wirtschaftsdemokratie, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 3/2014, 443-486
- Wolf, F. O.- (2001): Selberausbeutung im Übergang wohin? Überlegungen zur „Neuen Arbeit“ im Hinblick auf ihre Gestaltungsmöglichkeiten, in: Marterns, H.; Peter, G.; Wolf, F. O. (2001): Zwischen Selbstbestimmung und Selbstausbeutung. Gesellschaftlicher Umbruch und neue Arbeit, Frankfurt/New York, S. 208-238
- (2012): Rückkehr in die Zukunft – Krisen und Alternativen. Beiträge zur radikalen Philosophie, Münster
- Zinn, K. G. (2003): Die Zukunft eines qualitativen Keynesianismus in Europa, Vortrag auf dem Forum „Neue Politik der Arbeit“, Dortmund, 25./26.09.2003, veröffentlicht in ARBEIT 4/2003, S.227-249
- (2007): Politische Kultur und beschäftigungspolitische Alternativen, Plädoyer für einen qualitativen Keynesianismus, in: Peter, G. (Hg.): Grenzkonflikte der Arbeit. Die Herausbildung einer neuen europäischen Arbeitspolitik, Hamburg, S. 48-76
  - (2008): Die Keynesche Alternative. Beiträge zur Keynes'schen Stagnationstheorie, zur Geschichtsvergessenheit der Ökonomie und zur Frage einer linken Wirtschaftsethik, Hamburg
  - (2015):: Vom Kapitalismus ohne Wachstum zur Marktwirtschaft ohne Kapitalismus, Hamburg